am 2. Februar stattfindenden Aufführung von dessen Turandot mit versiegelter Auflösung. Dieser äußerte am 1. Februar, er würde glauben, es errathen zu haben, wenn ihn nicht die zwei letzten Zeilen irre machten. Schiller selbst dichtete die Auflösung des Räthsels, das offenbar auf den Schalttag geht. Vgl. dieselbe in unserer Erläuterung zu Schillers lyr. Ged. II, 400. Der Ausdruck, der Schiller bedenklich machte, „unvermögend sein", deutet darauf, daß die gewöhnliche Zahl der Tage das Schaltjahr nicht füllt. In seiner Auflösung überging Schiller diesen Punkt. Kannegießer rieth sonderbar auf das Genie, weil bei der nahe liegenden Deutung das Räthsel zu gewöhnlich wäre. Goethe nahm es schon in die zweite Ausgabe auf.

53. 54. Die Jahre. Das Alter.

Als „ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufs" am 23. Februar 1814 an Zelter mitgetheilt *), gedruckt in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 52. Beim erstern Spruche schwebt der des Horaz vor (A. P. 175 f.), daß die aufsteigenden Jahre viele Gaben mit sich bringen, die absteigenden viele wegführen. Vgl. Divan IV, 18. **) — Der zweite führt mit hübscher Laune den Satz aus, daß das Alter sich immer zu früh einstellt. Das deutsche Sprichwort sagt: „Alter wünscht jedermann, und so es kommt, haßt mans." Das Anklopfen ist vom Tode hergenommen; das vielmalige Anklopfen bezieht sich auf mancherlei Leiden, die ihm vorangehen.

---

*) Dort steht 53, 1 Leute und 2 im Reime heute.

**) V. 3 „wir jüngere", wir, so lange wir jung sind, nicht persönlich. — 7 ist im zweiten wollen oder in schenken das zweite e zu elidiren. Borgen, insofern die Jahre eben nur gegeben haben, um wieder zu nehmen. — 8 entspricht genau V. 1.

55. Grabschrift.

Zuerst in der dritten Ausgabe nach 54. Die hier genannten Fehler sind den verschiedenen Lebensaltern eigenthümlich, aber doch nicht allgemein; denn nicht alle Knaben sind verschlossen, nicht alle Greise leichtsinnig, selbst nicht alle Jünglinge hartnäckig (streitig), nicht alle Männer thatenlustig. Wir haben hier die Entwicklung eines bestimmten Charakters während der Lebensstufen. In der Grabschrift, die Goethe am 28. März 1778 an August Stolberg sandte, sagt er, als Knabe sei er warm und gut gewesen, habe als Jüngling frisches Blut gehabt, und einst einen Mann versprochen. Vgl. B. I, 153.

56. Lauf der Welt.

Das erst 1833 in die nachgelassenen Werke unter die vermischten Gedichte ohne Ueberschrift, ebenso in die Quartausgabe, dagegen mit der jetzigen Ueberschrift erst in die vierzigbändige Ausgabe an dieser Stelle aufgenommene Gedicht ist gar nicht von Goethe. Fr. Förster schrieb es 1826 in das Album des herzoglich braunschweigischen Hofmalers Sebbers, der in Goethes Auftrag ihm die Tasse gezeigt hatte, auf welche des Dichters Bild von ihm vortrefflich gemalt war.

57. 58. Beispiel. Umgekehrt.

In der dritten Ausgabe nach 55 aufgenommen. Der erstere Spruch deutet darauf, daß wir über die Mühen des Lebens so wenig ungeduldig werden dürfen, wie die in beständiger Bewegung begriffene Mutter Erde. Des Bibelwortes: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben", bediente sich Goethe später sprichwörtlich mehr heiter als ernst. Aehnlich sagte er: „Das Leben ist ein Mühen (oder: „Alles, was wir treiben und thun,

ist ein Abmüden"). Wohl dem, der nicht müde wird!"*) — Der zweite Spruch ist eine eigene dichterische Ausführung des homerischen „viel Wehe den Uebelwollenden, aber Freude den Wohlwollenden" (Odyssee VI, 184 f.). „Es liegt in der Natur des Menschen", sagt unser Spruch, „den Feinden Unglück, den Freunden Glück zu wünschen." Es ist der Gegensatz der christlichen, unserer Natur widersprechenden Feindesliebe.**)

59. 60. Fürstenregel. Lug oder Trug.

Gleichfalls erst in der dritten Ausgabe, unmittelbar nach 58. Der erstere Spruch erklärt es humoristisch für die Pflicht des Fürsten, dem Volke etwas abzuzwacken, es dafür aber zu schützen, während der Despot, der blos auf seinen Vortheil sinnt, nur darauf Bedacht zu nehmen braucht, daß er dem Volke Unterhaltung gibt, worüber es vergißt, über seinen Zustand nachzudenken. Viehoff ist naiv genug, dies für einen „sehr ernst gemeinten Rath" des Dichters zu halten, der wirklich geglaubt habe, der Fürst müsse das Volk „scheren", das er durch „starke Anforderungen machen" umschreibt. Inwiefern der Fürst dem ganzen Volke, nicht blos dem der Hauptstadt, wie zu Rom, ein lustig Leben zimmern könne, ohne die Steuerkraft desselben auszuspannen, liegt dem Dichter hier ganz fern, in dessen Scherz man keine hohe Weisheit suchen darf. Der Gegensatz liegt darin, daß der Despot nur das Volk zu seinem Zwecke benutzen, der gute Fürst

*) „Jährlich so wie jährlich", sonderbar für „Jahr aus Jahr ein." Unglücklich ist Viehoffs Vermuthung „jährlich so wie täglich"; denn das Gehen (das Vorwärtsgehen) wird dem Drehen entgegengestellt.

**) Baß, alterthümlich für sehr, stark. — Will sich gar nicht begreifen lassen, werden wir für unglaublich halten. — Jubilo, Freude, wie es auch Schiller in den Räubern braucht. Es ist eigentlich der Freudenruf Jubilo. Claudius braucht so Jubilei.

es wirklich beschützen will. Vgl. das 16. venediger Epigramm. — Der zweite Spruch ist veranlaßt durch die 1778 von der berliner Akademie gestellte Preisfrage: Est-il utile au peuple d'être trompé soit qu'on l'induise de nouvelles erreurs ou qu'on l'entretienne dans celles où il est? die ursprünglich gelautet haben soll: Est-il utile tromper le peuple? D'Alembert hatte die Frage schon in einem Briefe vom 20. November 1777 behandelt. Zwei Arbeiten erhielten im Mai 1780 den Preis, sieben das Accessit; die meisten hatten die Frage bejaht. Mit treffender Schärfe spricht sich Jacobi darüber im Briefe an Elise Reimarus vom 28. Mai 1781 aus. Der Dichter erklärt, man dürfe das Volk nicht betrügen, d. i. zu selbstsüchtigem Zwecke irre führen, dagegen es belügen, ihm Unwahrheiten zu seinem Besten sagen, dürfe man, und man brauche dabei nicht zu fein zu sein, da das Volk so leicht sich täuschen lasse. Auch hier darf man den Rath nicht zu ernst nehmen. Daß das Volk leicht zu täuschen sei, war eben so sehr Goethes Ueberzeugung als daß der Fürst Recht habe, die Steuerkräfte des Volkes anzuspannen.

61. 62. Egalité. Wie du mir, so ich dir.

Den erstern Spruch nebst andern theilte Goethe am 22. April 1814 Zelter mit. Zugleich mit dem zweiten erschien er in der dritten Ausgabe nach 60. Die Egalité überschriebenen Verse erklären den für den größten Neidhard, der nichts Höheres über sich anerkenne, der alles für seines Gleichen halte, da wir nur uns Gleiche beneiden, weil wir glauben, gleiches Recht auf das, was sie vor uns voraus haben, zu besitzen. Die Ueberschrift deutet launig auf die von der französischen Revolution verlangte Gleichheit, deren Goethe als einer Chimäre spottete.

— In dem zweiten Spruch wird angedeutet, daß Liebe gegenseitig sei. Si vis amari, ama. Vgl. in den zahmen Xenien den Spruch (IV, 52): „Soll es reichlich zu dir fließen, Reichlich andre laß genießen.“ Das Sprichwort heißt: „Eine Hand wäscht die andere.“ Auch die Ueberschrift ist sprichwörtlich, wie 48. 50. 64a.

63. 64. 64a. **Zeit und Zeitung. Zeichen der Zeit. Kommt Zeit kommt Rath.**

Alle drei in der dritten Ausgabe unmittelbar nach 62. Der erste Spruch drückt Goethes Abneigung gegen das Lesen der Zeitungen aus, die nur dazu da seien, die Zeit aufzuregen, wie er in den zahmen Xenien schreibt (V, 31), die Philister zum Narren zu halten. Von jeher, und noch mehr seit einigen Jahren, äußert er in den Annalen unter dem Jahre 1808, sei er überzeugt gewesen, daß die Zeitungen eigentlich nur da seien, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden. Später las er zuweilen einzelne frühere Jahrgänge, wobei er sich überzeugte, daß im Sinne einer höhern Bildung daraus nichts abzuleiten sei. — Im zweiten Spruche bedient er sich zur Bezeichnung von diese und jene des lateinischen hae, hi, das zuerst, der Wortverbindung gemäß, richtig im Genitiv steht, aber darauf braucht er diesen Genitiv launig gleichsam als gangbaren Namen. Vielleicht schwebten ihm die bekannten lateinischen Verse von der Schwatzhaftigkeit der Weiber vor, in denen es heißt: Sermones faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa (Reim auf Sibylla). Diesen legt er den salbungsvollen, noch nicht nachgewiesenen Spruch*) in den Mund: Ex tenui

*) Derselbe ist weder biblisch noch kirchlich, sondern wohl einer der gangbaren Wahlsprüche.

spes seculorum (Aus kleinem geht das Heil der Welt hervor.) Um sie kennen zu lernen, brauchst du nur ihre Reden zu hören; sie preisen das als das einzige Heil der Welt, was ihnen am Herzen liegt und ihnen vortheilhaft ist. Die Verse gehen auf die mancherlei Verkündigungen dessen, was bei der Neugestaltung der Welt, zunächst des befreiten Deutschlands, an der Zeit sei. Das vorangestellte weibliche harum könnte auf die Vermuthung führen, es sei auch hier an Frau von Krüdener zu denken, der Goethe 1818 eine scharfe Invektive widmete. In ihrer 1814 erschienenen Schrift Le camp des vertues sprach sie salbungsvoll vom Anfang des Reiches Christi auf Erden. Die Ueberschrift (Matth. 16, 3) deutet auf einen damals gangbaren Ausdruck. Zu Ostern 1815 erschienen vier Hefte „Zeichen der Zeit" von Jureade und dasselbe Jahr brachte eine Schrift gegen den Mysticismus „Zeichen der gegenwärtigen Zeit". — Zum dritten Spruche habe ich schon früher auf das Sprichwort hingewiesen: „Es kommt alles an den Tag, was man unterm Schnee verbirgt". Von Loeper hat beim zweiten Reimverse auf das italienische: Se sono rose, fioranno, verwiesen. Die Ueberschrift ist sprichwörtlich.

65. Nationalversammlung.

Im Sommer 1820 in Kunst und Alterthum II, 3 auf der Rückseite des Schmutztitels gedruckt, dann im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand. Die Volksvertretungen sind in hartnäckig sich bekämpfende Parteien getheilt, deren aus der französischen Revolution stammende Bezeichnung Goethe geschickt verwendet. Wenn du ungeblendet von einer Parteiansicht sprichst, so gib Acht, wer für und wer gegen dich ist, und du wirst bald

die Leute kennen, mit denen du gehn kannst.*) Goethe war kein Freund der vom Herzoge Karl August in Weimar schon am 5. Mai 1816 eingesetzten landständischen Verfassung. Der zweite Landtag ward 1820 berufen.

66. Dem 31. Oktober 1817.

Goethe setzte diese Begrüßung des Jubeltages der Reformation, der überall feierlich begangen wurde, dem ersten Ostern 1818 vollständigen Band von Kunst und Alterthum vor. Sie erschien darauf in der Ausgabe letzter Hand. Der Protestantismus hat dreihundert Jahre durch sein Protestiren gegen jedes anbefohlene Dogma die deutsche Glaubensfreiheit wacker vertheidigt, und so will auch ich in Kunst und Wissenschaft gegen jede der Wahrheit Gewalt anthuende Lehre protestiren, frei meiner Natur folgen. Launig ist die Verbindung Pabst- und Türkenthron, da die Türken nie den deutschen Protestanten Glaubensbefehle gegeben haben; sie werden hier gleichsam nur zum Vergleiche herangezogen, da der Papst Deutschlands geistiger Freiheit ebenso feindlich ist, wie der Türke der politischen. Gebete gegen den Papst und die Türken waren in der lutherischen Kirche gebräuchlich. Der Erbfeind ist der wälsche Papst, als dessen Vertreter der Pfaffe gilt, wie der Prediger den Protestantismus bezeichnet. Auch ich beginnt die Mahnung, welche ihm das Jubelfest der Reformation nahe legt. An Rochlitz schrieb Goethe am 1. Juni 1817, sie könnten ihren Luther nicht höher ehren, als wenn sie dasjenige, was sie für Recht, der Nation und dem Zeitalter

---

*) Stehen, wenn sie sprechen. — Votiren, hier nicht vom bloßen Stimmen, sondern besonders von der vorausgehenden begründenden Rede. — Merke, fühle, du wirst merken, fühlen.

ersprießlich hielten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, wiederholt öffentlich aussprächen.

67. Dreifaltigkeit.

Erst in der Quartausgabe in der Abtheilung Religion und Kirche gedruckt, und zwar als vierter Spruch der unter der Ueberschrift Kirchengeschichte vereinigten. Die ihm so widerstrebende, als Quelle so unendlicher wie unseliger Streitigkeiten widerwärtige Lehre von der Dreieinigkeit legt der Dichter sich so zurecht, daß er den heiligen Geist, der nach dem gangbaren Glaubensbekenntniß vom Vater und vom Sohne ausgegangen ist, als ersten und letzten bezeichnet. Früher hatte man den heiligen Geist nur vom Vater ausgehn lassen und ihn als schaffenden Herrn bezeichnet. Goethe versetzt Vater und Sohn, deren früheres, in den Folgen fortlebendes Wirken er anerkennt, gleichsam in Ruhestand, und beklagt sich launig darüber, daß dem heiligen Geist bloß eine so kurze Festzeit von der Kirche bestimmt sei. Nur nach seiner Deutung der Dreieinigkeit erklärt er sich als ihr Anbeter. Vgl. B. I, 366 f.**)

68. Kestners Agape 1819.

Gedruckt ohne Ueberschrift unter den zahmen Xenien II (15) in Kunst und Alterthum III, 2 (1821), wo die Verse in der Ausgabe letzter Hand ausfielen. Erst die Quartausgabe nahm sie auf unter der Abtheilung Religion und Kirche. Der jenaer Professor der Theologie August Kestner gab im Sommer 1819 eine Schrift „Agape oder der geheime Weltbund der Christen"

---

*) „Wunder — Tagen" (6), so daß wir es noch heute bewundern. — Unverstohlen (statt unverhohlen) ist kühn nach verstohlen gebildet, um einen abweichenden Reim zu gewinnen.

heraus, in welcher er den Ursprung der römischen Hierarchie einem unter Domitian gegründeten Geheimbunde mit heidnisch-jüdischen Ceremonien zuschrieb und mehrere Bücher des neuen Testaments für verfälscht erklärte. Goethe, dem Knebel bereits seine Bewunderung des Scharfsinns und der Kenntnisse des Verfassers am 5. August ausgesprochen hatte, äußerte am 24. Dezember 1819: „Gesetzt auch, man gäbe dem Verfasser nur für die Zeit Recht, die man zum Lesen braucht, so gewinnt man doch Ansichten von seinem Standpunkte aus, an die niemand gedacht hat. Die ganze Frage geht darauf hinaus: „Hat sich das Christenthum bloß durch sittliche Wirkungen auf die Menge und durch die Menge, zufällig wogend, hervorgethan und zur Einheit gestaltet; oder ist es von einer Einheit, von einem entschiedenen Bunde vorsätzlich künstlich ausgegangen?“ Er behauptet letzteres, und wenn er es nicht streng beweist, so gibt er uns doch Verdacht genug, es möchte so sein.“ Veranlaßt scheint unser Gedicht durch eine Gegenschrift des Goethe befreundeten Philologen Eichstädt in Jena, der die Ansicht Kestners, Lucian sei ein Christ gewesen, überzeugend zurückwies. Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt eines gläubigen Christen, der von diesem Liebesmahl nichts wissen will, da es mit der Annahme der Unterschiebung neutestamentlicher Schriften zusammenhängt, und bedauert, daß, wenn auch die Philologen wider ihn Recht behalten sollten, doch der böseste Verdacht gegen die reine Göttlichkeit des Christenthums dadurch weiter verbreitet werde, wie es Goethe am Schlusse der angeführten Briefstelle bemerkt.

69. Nativität.

Zu Jena am 11. April 1818 gedichtet. Vgl. B. I, 360. Von Loeper betrachtet mit Biedermanns Beistimmung das Gedicht

als Fortführung des Verses von Canitz in der dritten Satire (von der Poesie):

„Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht." *)

Die in der Ausgabe letzter Hand gedruckten Verse sind wohl bei Gelegenheit der Abreise eines jungen Deutschen ins Ausland gedichtet. Das deutsche Sprichwort sagt: „Die Gelehrten die Verkehrten", „Je gelehrter je verkehrter." **) Das Stellen der Nativität ist launig als Einkleidung des Satzes zu fassen, daß ein Deutscher leicht verkehrter aus der Fremde zurückkehrt.

70. Das Parterre spricht.

Am 1. Dezember 1814 gedichtet und zuerst in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen. Unser Parterre will nur prickelnde Unterhaltung, keine sittliche und ästhetische Bildung. Sittenstrenge Fräulein, wie eine Iphigenie, eine Eugenie, die Prinzessin Leonore, muß es wohl hinnehmen, aber besser gefallen ihm die liederlichen Süßen, wie eine Gurli, eine Eulalia und ähnliche Mädchen eines Kotzebue, der seine Huren, wie es in einer frühern Invektive heißt, „aus einer vollen Parterrekloak bejubeln und beklatschen hört". Diese sprechen sich ganz unumwunden in den gewöhnlichsten Ausdrücken aus und stellen durch die verständlichsten losen Gebärden das dar, was sie wollen. Sollte dies auch verführerisch wirken, eine solche Unterhaltung ist doch angenehmer, als wenn man sich durch hohe sittliche Kunstwerke langweilen lassen soll.

71. Auf den Kauf.

Zehn Tage vor 70 gegen die Unzulänglichkeit der neuern Dramatiker gedichtet. „Werner, Oehlenschläger, Arnim, Bren-

---

*) Dort ist von der seltsamen Sprache neuerer Dichter die Rede, und es folgt unmittelbar darauf der Vers:

„Kein Wort kommt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht."

**) V. 3 erwartet man Daß statt Wenn oder 2 bleib's statt bleib.

tano arbeiten und treiben es immer fort", so klagt Goethe bereits am 30. Oktober 1808 an Zelter, „aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe." Das Gedicht beginnt mit der Frage, wo jemand sich finde, der, wie sie, er mit Schiller, gethan, sich um künstlerische Gestaltung und Spezifikation bemühe. Fehlt ihnen eine Gestalt, so nehmen sie zum Kreuze ihre Zuflucht (Werners Kreuz an der Ostsee), oder stellen Geistliche als Helden dar, welche Frauen wohl gefallen (Werners Luther, in welchem dessen Katharina eine Hauptrolle spielt). Da haben sie denn wohl Personen, aber sie wissen sie nicht dichterisch zu gestalten (sie haben bloß Oberleder, aber keine Sohlen zum Gehen). Die Masse der sich drängenden Dichter bezeichnen Str. 3 und 4. Es sind Junge und Alte, Große und Kleine, eine gräßliche Bande, da sie, ohne sich kunstmäßig geübt zu haben, dichten wollen. Sie kommen in vollem Eifer gerannt, aber, weil sie sich nicht auf die Forderungen der Kunst verstehen, pfuschen sie nur. Darum kann, wer von wahrem Kunstsinn erfüllt ist, ihre Gedichte nicht genießen. Sehr glücklich hat der Dichter die Str. 2 eingeführte Vergleichung mit Schustern durchgehalten. Str. 3, 3 f. ist der Dichter, der, ohne die Kunst zu kennen, Schuhe bloß nach seinem Kopfe macht, der Schuster dagegen der kunstgerechte Meister.*)

*) St. 5, 3 eh es möglich deucht, sofort, obgleich du noch nicht darauf gelaufen. — Der Reim auf Zeug ist, wie häufig auch sonst bei Goethe u. a., nicht zutreffend. Vgl. Lieder 66, 9. 11, Vermischte Ged. 54, 10. 12. Balladen 8, Str. 2, 1. 3. 4, 5. 7. 22 Str. 2, 5. 6. Divan I, 18, 6. 8. II, 11, 33. 35 und mehrfach im zweiten Theile des Faust, wo z. B. kräftig und beschäftigt reimen.

72. Ins Einzelne.

Gedruckt Ende Oktober 1820 auf der Rückseite des Schmutztitels von Kunst und Alterthum III, 1. Gegen die jungen lyrischen Dichter, die nur nach ihrem Sinne und ihrer Neigung dichten, deren Erzeugnisse daher auch ganz null sind und alle, wie viele ihrer auch sein mögen, bald vergessen sein werden. Der Schluß bildet einen hübschen Gegensatz zu V. 3–8. Die erst in der Ausgabe letzter Hand gegebene Ueberschrift scheint ganz verfehlt, da sie (der Ausdruck ist wunderlich der Ueberschrift von 73 nachgebildet) darauf deutet, daß alle vereinzelt, nicht in einem Sinne dichten.

73. Ins Weite.

Erst in der Ausgabe letzter Hand, unmittelbar nach 72. Auf die sorglos, ohne innern Halt und klare Besonnenheit in den Tag lebende Jugend, die bald genug Schiffbruch leiden wird. Freilich könnte die Zusammenstellung mit 72 darauf zu deuten scheinen, daß auch hier an die jungen Dichter zu denken sei, aber es fehlt jede Andeutung des Wirkens für den Beifall des Tags, wie wir sie 72, 3 finden, und die stillen Riffe (6), an denen sie scheitern, haben dann keine Beziehung, wogegen diese sehr wohl die Gefahren des Lebens bezeichnen. Rein (4), frei von Gefahren.*)

74. Kronos als Kunstrichter.

Gedruckt im Sommer 1820 in Kunst und Alterthum II, 3 unmittelbar nach Vermischte Ged. 36, ohne Ueberschrift,

*) Die Ausdehnung durch ein e hat sich Goethe auch sonst erlaubt, wie sogar in felsenfeste (Gesellige Lieder 6 Str. 3, 1), besonders in einsilbigen Wörtern.

die das Gedicht in der Ausgabe letzter Hand erhielt. Keine Größe ist den Kunstrichtern zu groß, daß sie dieselbe nicht klein zu machen sich getrauten; so wird es zuletzt auch noch mit Shakespeare gehn. Vgl. zahme Xenien II, 30 (1821, Kunst und Alterthum III, 2), wo Goethe die Dichter auffordert, bei Zeiten zahm zu sein; sie machten auch Shakespeare „noch am Ende lahm", was auf Tiecks sonderbare Deutung der Lady Macbeth geht. Die Kunstkritik ist ein verschlingender Saturnus, der seine eigenen Kinder alle mit Haut und Haar auffraß*), nur macht sie es mit Shakespeare wie Polyphem mit dem Odysseus. Goethe weicht hier von der Darstellung Homers ab, bei dem Polyphem dem Odysseus sagt, ihn wolle er zuletzt speisen; das solle sein Gastgeschenk sein. Die beiden letzten Verse im Sinne „doch es ging wie mit Odysseus bei Polyphem." Daß die Kritik der Kronos (warum nicht Saturnus?) sei, sagt nur die Ueberschrift.

75. Grundbedingung.

In demselben Heft von Kunst und Alterthum auf der Rückseite des Abtheilungstitels Bildende Kunst ohne Ueberschrift, die erst die Ausgabe letzter Hand brachte. Man soll von Natur und Kunst nur sprechen, wenn man sie empfindet, wie von der Liebe nur der reden kann, in dessen Herzen sie einmal gezündet hat.**) Doch sollte vielleicht die zweite Strophe ursprünglich keinen Vergleich zur ersten bilden, sondern beide als Beispiele des Satzes dienen, man solle nur von demjenigen

*) Irgend kein, sehr frei für gar kein, wie irgend sonst bei ein steht. — Wie ihr wißt, auf einmal gleich nach der Geburt.

**) Gunst, welche eben ihre Gegenwart, ihre Anschauung gewährte. Vom „günstigen Moment" kann hier nicht die Rede sein.

reden, was uns kein todter Begriff ohne Anschauung sei. Goethe war, wie er selbst einmal sagt, ein „Todfeind von Wortschällen".

76. Jahr aus Jahr ein.

Gedruckt in der Ausgabe letzter Hand unmittelbar nach 75. Scherzhafte Denkverse auf die Monate, welche die Vergnügen der beiden ersten hervorheben, vom März und April nicht viel versprechen (das kann ist ganz im Sinne der bekannten Kalenderverse, welche verkünden, was aus den in jedem Monat Geborenen werden könne), im Mai ein neues Liebchen in Aussicht stellen, wodurch glücklich die Bestimmung der weitern Monate abgeschnitten wird. Vgl. Sprichwörtlich 28.

77. Nett und niedlich.

Unmittelbar nach 76 zuerst in der Ausgabe letzter Hand gedruckte hübsche Bezeichnungen eines jungen lebhaften und eines feinen, zu zierlichen Mädchens. Die für beide gewählten Zustände ihres Erscheinens sind glücklich gewählt, die Vergleichungen allerliebst, Ausdruck und Vers höchst angemessen.*)

78. Für Sie.

Auch erst in der Ausgabe letzter Hand, nach 77. Launige Abweisung der zudringlichen Neugierde, wer denn eigentlich seine Geliebte sei, da so verschiedene in seinen Liedern vorkommen. Sie in der Ueberschrift bezeichnet bloß die Fragerin. An mehrere ist nicht zu denken.**)

---

*) Fittigen steht nicht vom Fliegen, wie Sanders meint, sondern von der dem Flügelschlagen ähnlichen Bewegung.

**) Lied (1) hier allgemein von seinen Liedern. — „Doch nur im Rahmen" (4), indem sie alle erscheinen, wie sie in seinem Herzen lebten. — Sonderbar

79. Stets derselbe.

Ende Oktober 1820 in Kunst und Alterthum III, 1 als letzte der acht Parabeln (zu Parabolisch 20) ohne Ueberschrift gedruckt. Schon in der ersten Ausgabe habe ich die vorschwebende Stelle angeführt, Buch der Weisheit 6, 13—17: „Denn die Wahrheit ist schön und unvergänglich, und lässet sich gern sehn von denen, die sie lieb haben, und lässet sich finden von denen, die sie suchen. Ja, sie begegnet und gibt sich selbst zu erkennen denen, die sie gern haben. Wer sie gern bald hätte, darf nicht viel Mühe; er findet sie vor seiner Thür. Denn nach ihr trachten, das ist die rechte Klugheit, und wer wacker ist nach ihr, darf nicht lange sorgen. Denn sie gehet umher und suchet, wer ihr werth sei, und erscheint ihm gerne unterwegen, und hat Acht auf ihn, daß sie ihm begegne." „Die Weisheit ist nur in der Wahrheit", heißt es in Goethes Maximen. Vgl. Divan IV, 18.

80. Den Absolutisten.

Gedruckt in der Ausgabe letzter Hand als zweites Stück nach 79; zwischen beiden stand, Genug überschrieben, die Strophe „Immer niedlich" (B. I, 403). Den nach dem Absoluten strebenden Philosophen stellt der Dichter launig seine eigene Erfahrung entgegen, daß das Absoluteste die Liebe sei, die, selbst ganz unbedingt, uns völlig bedinge, die uns beherrsche und unauflöslich festhalte.

81. 82. Räthsel. Desgleichen.

Zuerst unmittelbar hinter einander in der Ausgabe letzter Hand nach 80. Das erste Räthsel habe ich früher auf den

---

ist „die dich am Herzen hegte" (6) statt „die du im Herzen hegtest". Vgl. Balladen Str. 22 Str. 3, 4. Vorausgesetzt wird, daß die Liebe gleiche Gegenliebe erregt, daß er die am meisten geliebt, deren Liebe die schönste gewesen

Spiegel bezogen, jetzt ziehe ich von Loepers Deutung vor, welche zuerst Strehlke mitgetheilt hat. Es ist der den Frauen vor allen nöthige Kamm, der gar gern und leicht zu Dienste steht, der, obgleich er einer ist, aus vielen scharfen Spitzen besteht. Ein Strich genügt nicht, er wiederholt sein Spiel, was wir uns gefallen lassen; er macht uns äußerlich glatt, wenn wir auch innerlich leiden. Doch vor allem freuen wir uns seines Spieles und des dadurch erreichten Schmuckes, wenn ihn die Liebe geweiht hat, wenn wir ihn von lieber Hand empfangen. Von welcher Art müssen die Lösungen der von Viehoff aufgerufenen geübten Räthselöserinnen gewesen sein, wenn ihre gelungenste, aber freilich auch ihm nicht völlig zusagende Zunge war! Etwas Gezwungenes hat das Räthsel auch nach der richtigen Lösung, besonders daß wir von innen leiden, wenn wir glatt gekämmt sind, und es ist, wie alle Räthsel Goethes gegen die so glänzenden Schillers, nüchtern und kahl. — Die Lösung des andern Räthsels Zähne von Viehoff, von Loeper und Strehlke ziehe ich meiner eigenen Thränen vor. Die Bezeichnung als beste Freunde ist freilich etwas stark.

83. Feindseliger Blick.

In der Ausgabe letzter Hand unmittelbar nach 82, die dritte Strophe auf einer besondern Seite. Frage und Antwort sind mit gleich guter Laune in bezeichnender Strophenform ausgeführt. Am 1. Oktober 1820 schrieb Goethe an Schultz, er sei ein großer Feind von Brillen, diesen Glasaugen, hinter denen man die natürlichen aufsuchen müsse. Doch ließ er sich bei Zelter dadurch nicht stören und auch bei dem jungen Schubarth setzte er sich darüber hinweg. Gegen Eckermann bemerkte er (1830), trete ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu ihm herein, so

komme sogleich eine Verstimmung über ihn, welcher er nicht Herr werden könne. „Es kommt mir immer vor, als sollte ich dem Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen; denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht ins Auge sehn kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist?“ Vgl. Wahlverwandtschaften II, 5 (Aus Ottiliens Tagebuch). — Die dritte in einer andern Reimform gedichtete Strophe hebt hervor, daß man bei vertraulichem Gespräch sich in's Auge schauen müsse.*) In den Wanderjahren I, 10 läßt Goethe seinen Wilhelm bemerken, wer durch Brillen sehe, halte sich für klüger, als er sei, und nur vorzügliche Menschen könnten das innere Wahre mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen ausgleichen.

84. Vielrath.

Unmittelbar hinter 84. Aber der Spruch war schon in den zahmen Xenien IV, 87, wo nur V. 6 „Sie zu verstehen“,**) 8 „Es wird nicht gehen“ steht. Wenn man vieler Rath hört,

---

*) Str. 1 ist außerm Hause vor dem sprichwörtlichen aus dem Häuschen anstößig. — Str. 3, 1 steht was ist sonderbar für was wünscht man; auch das echte Wortgepräg, ein wahr empfundenes Wort, ist nach der nähern Bezeichnung des Gespräches V. 2 überlästig.

**) In dieser ursprünglichen Fassung stand Rath in der Bedeutung Mittel, während es in der spätern auf die gegebenen Rathschläge geht.

ohne ein sicheres Urtheil über die Bedeutung der einzelnen Rathgeber zu haben, kommt man in Verwirrung. Es ist hier offenbar von Autoritäten die Rede. Das Sprichwort sagt: „Vielrath ist Unrath.“

85. Die Sprache.

Zuerst erschienen im göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774, „H. D.“ unterzeichnet, spätestens im März 1773 gedichtet (vgl. B. I, 86), aber später erst in die dritte Ausgabe nach 1 aufgenommen.*) Der Dichter erklärt es für Thorheit, über Reichthum und Armuth, Stärke und Schwäche einer Sprache zu streiten; man müsse sie nur zu handhaben wissen, dann werde sie reich und stark sein, an sich sei sie nichts von beiden. Die mit Gold gefüllte Urne ist nicht reich, so lange sie im Schoße der Erde vergraben ruht; erst wenn du freigebig in die ausgegrabene greifst, erweist sie sich als reich, indem Glück von deiner Hand, wie von der einer Gottheit, fließen wird. Das im Arsenal ruhende Schwert hat keine Stärke. Diese erhält es, wenn ein mächtiger Arm (Macht) es erfaßt und sich damit rühmlichen Sieg über die Nachbarn erstreitet.**) Und steht V. 7, wie drei Verse früher. Der Dichter hat in dem knappen, auf den Reimschmuck verzichtenden Ausdruck ein treffliches Beispiel bezeichnender und kräftiger Handhabung der Sprache gegeben. Es ist völlig verfehlt, wenn man in unserm Epigramm eine Entgegnung auf Klopstocks Lobgedicht auf unsere Sprache im vorigjährigen Musenalmanach sieht, worin dieser aussprach, keine lebende

---

*) Hier ist Gottheit durch zwei Kommata als Anrede bezeichnet.

**) Viehoff hat dies als „Triumph mit der Sprache über die Nachbarn“ mißdeutet.

Sprache könne mit der deutschen wetteifern. Wie hätte der Klopstock befreundete Herausgeber des Almanachs dies übersehn können?

86. Kein Vergleich.

Erst in der Ausgabe letzter Hand. Wahrscheinlich veranlaßt durch Jean Pauls 1818 im Morgenblatt gedruckte, 1820 mit Zusätzen vermehrt herausgegebene Briefe über die deutschen Doppelwörter, wo er, viel entschiedener als früher in der Vorschule der Aesthetik (§ 83), nicht allein gegen das Biegungs-s bei weiblichen Wörtern, wie Liebesbrief, Hülfsquelle, sondern auch gegen unnöthige ung Sturm gelaufen war und u. a. Regierrath, Regierblatt verlangt hatte. In der vermehrten Ausgabe hatte Jean Paul sich gegen die Angriffe von Docen in der Eos, J. Grimm im Hermes und Thiersch in einem Briefe vertheidigt. Schwerlich werde man ihm über die ungs, keits, ions Recht geben, schrieb er damals, aber doch sich zur Behutsamkeit in der Bildung neuer Zusammensetzungen mahnen lassen. Das Morgenblatt hatte 1819 Nr. 151 einen Artikel gegen Jean Paul von einem leipziger Korrespondenten gebracht. Goethe deutet in unsern zwischen 1818 und 1820 gedichteten Versen*) an, daß man auch dem Gebrauche sein Recht lassen müsse, nicht gewaltsam ändern dürfe, indem er launig ausführt, wie schlimm man bei solchen Aenderungen des gangbaren Gebrauchs ankommen könne.

87. Etymologie.

Erst in der Quartausgabe, und seltsam unter dieser, nur für das erstere Gedicht passenden Ueberschrift. — Aus den vier-

*) Viehoff denkt wegen V. 5 ff. an die Jahre 1813 oder 1814, aber diese scheinen eher auf die auch mehrere Jahre nachher noch dauernde Franzosenfresserei der sogenannten Patrioten (vgl. B. II, 215 f.) zu gehn.

zehn ersten Versen, die ursprünglich, worauf auch der sie sprechende Mephistopheles und die fünffüßigen reimenden Jamben deuten, zum zweiten Theil des Faust gehörten, wo in der Szene Pharsalische Felder ein ähnlicher Spaß auf die Etymologie sich findet, redet der Spott über die Nutzlosigkeit etymologischer Grillen, wie sie von Zeit zu Zeit hervortauchten, ohne daß gründliche etymologische Forschung dadurch abgewiesen werden soll. Mephistopheles wählt mit Absicht drei in ihrer Bedeutung unendlich verschiedene, aber fast gleichlautende Wörter verwandter Sprachen, in welchen er, als „stiller Erdensohn“, der sich ihrem geheimnißvollen Wirken weiht, die zu Grunde liegende Anschauung ahnt. Die ursprüngliche Anschauung geht durch den Gebrauch verloren, da das Volk eines bequemen, allgemein gültigen Tauschmittels der Gedanken bedarf, wobei Mephistopheles eines etymologischen Spieles mit den verwandten Worten wohnen und gewöhnen sich bedient. Wie bequem man es mit solchen einmal in ihrer Bedeutung festgestellten Worten macht, wird durch das Beispiel der Prediger in der Kirche gezeigt, deren Wortgerede eine aufhorchende Versammlung findet, wogegen der, welcher das reine Gefühl des Herzens ausspricht, keine Zuhörer hat.*) Wie fern die Anwendung eines Wortes auch der ursprünglichen Bedeutung liegt (was die Worte Kunst und Schönheit zeigen), man gewöhnt sich daran und so wird die sonderbar zusammengestammelte Sprache Mittel zur Darstellung aller Gedanken und Gefühle. — Das zweite Gedicht in vierfüßigen gereimten jambischen Versen (einmal drängt sich ein fünffüßiger ein) erklärt sich gegen die strenge Ausschließung der Trochäen aus dem Hexameter, die es unmöglich mache, uns im Deutschen dieses

) Bimbam bammelt. Vgl. zu Parabolisch 12 (S. 545).

unserer Sprache sonst so wohl zusagenden Maßes zu bedienen. Schon in der ersten Ausgabe habe ich die Vermuthung ausgesprochen, daß der Spruch durch eine Bemerkung A. W. Schlegels zu seiner Uebersetzung der Herabkunft der Ganga im ersten Hefte der indischen Bibliothek (1820) veranlaßt sein möge, der es für selbstverständlich erklärte, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet würden. Das Grollen, gegen diejenigen, welche Hexameter mit Trochäen bilden. Gegen die Vertreibung lieblich fließender Trochäen durch schwerfällige Spondeen erklären sich auch die zahmen Xenien V, 71 (gedruckt 1827).

88. Kunst und Alterthum.

Am Anfange des Jahres 1823 auf der Rückseite des Schmutztitels von Kunst und Alterthum IV, 2 gedruckt. Der Dichter erwiedert launig auf die Frage, warum er seiner Zeitschrift den Namen Kunst und Alterthum gegeben, der Zusatz und Alterthum solle dem Titel nur eine gewisse Vornehmheit geben, eigentlich sei es ihm nur um die Kunst zu thun. Bekanntlich führten die drei ersten Hefte (Band 1) den Titel „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden", nach II, 2 hörten die auf eigentliche Alterthümer gerichteten Aufsätze ganz auf, aber noch immer brachten die Hefte Beiträge zur altgriechischen Dichtung und Kunst.

89. Museen.

Im April 1816 gedichtet. Ausdruck des Aergers über die große Ungeschicklichkeit beim Verpacken der von den Franzosen zurückerhaltenen und in Paris angekauften Gemälde, durch welche diese großen Schaden erlitten. Von der 1807 aus Rom nach Paris gekommenen Sammlung Guistiniani hatte der König von Preußen 170 Gemälde für das berliner Museum angekauft.

90. Panacee.

Gleichzeitig mit 88 gedruckt auf der Rückseite des Titelblattes desselben Heftes, unmittelbar vor Goethes Versuch einer Wiederherstellung des euripideischen Phaethon aus den Bruchstücken. An großen Kunstwerken hat sich der Dichter immer von neuem gestärkt, weshalb er dem Fragenden den Rath gibt, es eben so zu machen, da alles wahrhaft Große frisch belebend wirke, während das Kleinliche matt und schwach mache. Das ist sein Universalmittel, seine Panacee.*)

91. Homer wieder Homer.

Erst in der Ausgabe letzter Hand gedruckt. Ueber Goethes frühern Glauben an Wolfs Prolegomena vgl. B. II, 137 f. Aber schon im Mai 1798 war er mehr als je von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt. Durch Schubarths Ideen über Homer und einen englischen Aufsatz sah er sich im Jahre 1821 veranlaßt, sich der Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte wieder zuzuwenden. 1827 sprach er in den kurzen Homer noch einmal überschriebenen Bemerkungen (Kunst und Alterthum VI, 1) es aus, eine neue Generation, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuern Pflicht mache, nöthige ihn freundlich, den Homer, nachdem er ihn einige Zeit, nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehrern Elementen Angereihtes sich vorgestellt, wieder als eine herrliche Einheit und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als Göttergeschöpfe, die einem einzigen höhern Dichtersinne entquollen seien, zu denken und zu genießen.

---

*) Der Kleinliche, mit kühner Prolepse; man wird dadurch eben kleinlich. — Bebend drückt die Folge des Fröstelns aus.

92. Zum Divan.

Die beiden erst 1833 in den nachgelassenen Werken erschienenen Strophen beziehen sich auf Goethes westöstlichen Divan, auf den hier hindeutet. — Wer sich selbst und andre kennt, ist jeder, der zu urtheilen weiß. — Sinnig, mit lebendigem Sinne. — Sich zu wiegen, bald den Dichtern des Orients, bald denen des Occidents sich zuzuwenden. — Die beiden letzten Verse gehen wieder auf Goethes Divan, der den Lesern wohl behagen möge.

93. Angedenken.

Gedruckt ohne Ueberschrift im Chaos 1829 Nr. 6. Alle vier Sprüche wurden wohl im vorigen Jahre gedichtet. Vgl. B. I, 419. Sie feiern die Geliebte als Inbegriff des Guten, Schönen und Lieben, deren Andenken für den Liebenden das höchste Glück ist. Viehoff versteht unter dem Einen das Wahre, „das, was durch die wechselnden Erscheinungen sich hindurchzieht und ihnen zu Grunde liegt". Aber das kann nimmermehr das Eine bezeichnen, das eher die Gottheit, das Eins und All (Gott und Welt 3) wäre. Goethe scheint die frühern einzelnen Sprüche durch den vierten zu einer Einheit verbunden zu haben.*)

94. Weltliteratur.

Am Schlusse der Anzeigen über serbische und böhmische Dichtungen in Kunst und Alterthum VI, 1 im Februar oder März 1827 ohne Ueberschrift abgedruckt**); letztere erhielten die Verse erst in der vierzigbändigen Ausgabe. Die Ueberschrift ist

*) Was ich meine, worauf ich es abgesehen habe.

**) Die Handschrift (im Besitze des Herrn Senator Culemann in Hannover) hat V. 2 richtig Winzrin statt Winzerin.

ganz irreführend, da es sich nicht darum handelt, daß sich eine Weltliteratur bilde, sondern um die Gemeinsamkeit der Gabe der Dichtung, der sich jedes Volk auf seiner Stufe der Bildung erfreue. Von Loeper schlägt den Titel Stimmen der Völker vor, den Herders Volkslieder später erhielten. Die beiden ersten Verse beziehen sich auf die Psalmen und das Hohelied (das Hirtenmädchen ist von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs bestellt), der dritte auf die persische Dichtung, welche von der Liebe der persischen Nachtigall zu den Rosen (Divan VII, 2) voll ist, die vierte auf Lieder amerikanischer Wilden (vgl. B. I, 186). Vor dem zusammenfassenden V. 6 ist ein wie zu denken. V. 7 vergleicht diese verschiedene Art der Gesänge mit der Harmonie der Sphären, wo der Sang der verschiedenen Planeten harmonisch zusammenstimmt. In allen diesen Gesängen sollen wir die gleiche Grundlage des dichterisch gestimmten Gemüthes freudig anerkennen. Wie alle unter einem und demselben Himmel leben, so ist die Gabe der Dichtung eine und dieselbe.

95. Gleichgewinn.

Im Herbste 1821 ohne Ueberschrift auf der letzten Seite von Kunst und Alterthum III, 2 gedruckt; die Ueberschrift findet sich erst in der Ausgabe letzter Hand.*) Beim Anfang schwebt der Goethe sehr geläufige Vers aus einem Liede des Johann Pappus Vertrauen auf Gott (vgl. B. II, 202) vor: „Man trägt eins nach dem andern hin". An Knebel schreibt Goethe einmal: „Es geht eins nach dem andern hin, singt die christliche Kirche", und so steht es auch im Divan IV, 14 mit den drei

*) Hier wurde auch richtig V. 4 wandern statt wandeln, 8 Im statt Am geschrieben.

folgenden Versen (nur mit der Aenderung von treu in rasch und von Lebenspfade in Lebenswege)*). Wir alle müssen hinscheiden, mancher früh; doch, wie dies auch sein möge, es kommt nur darauf an, daß wir tüchtig und ehrenhaft uns im Leben erweisen. Der eine findet frühe einen ehrenvollen Tod, der andere muß ein langes Leben hindurch die größten Anstrengungen erdulden, aber weiß er ruhmvoll für die Sache seines Herrn zu streiten, so wird auch ihm endlich ein ehrenvoller Tod zu Theil. Das Bett der Ehre, das ihm zuletzt zu Theil wird, kann kaum den Tod auf dem Schlachtfelde bezeichnen sollen, den ja nicht jeder auch noch so tapfre Soldat stirbt. Der Ausdruck ist freilich nicht recht bezeichnend, wie auch V. 5 f. die Andeutung des ruhmvollen Todes vermißt wird. Darauf, daß beide ruhmvoll enden, deutet die Ueberschrift.

96. Lebensgenuß.

Gedruckt 1821 ohne Ueberschrift vor der ersten Fassung der Wanderjahre auf der vierten Seite hinter dem Titelblatte, unmittelbar hinter dem Spruche:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Die Ausgabe letzter Hand brachte das Gedicht nach 95 mit der jetzigen Ueberschrift. Auf die Verwunderung, daß er immer angestrengt sei, sich niemals etwas zu Gute thue, sich nach der gangbaren Redeweise keinen guten Tag mache, erwiedert er, daß er einen guten Abend genieße, wenn er den ganzen Tag gearbeitet; er habe keine Lust an leerer Unterhaltung, nur an

*) Unsere Verse benutzte Goethe auch als Denkspruch, wie er solche handschriftlich oder facsimilirt auszutheilen pflegte (wie zu Johanni 1830); nur schrieb er im ersten Verse nach dem andern.

einer fördernden Thätigkeit für andre, welcher er sich mit rastlosem Eifer hingebe. Die letzte Strophe besagt, daß er Ort und Zeit vergesse, wenn er durch eine erhebende Dichtung auf die Ewigkeit wirken könne. Sie kommt freilich etwas unvermittelt und das „geistreich aufgeschloßne Wort" steht ziemlich gezwungen für die geistreiche Lösung des Räthselwortes des Lebens, die der Dichter ausspricht. Goethe sagte 1818 von sich, er sei berufen gewesen Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten, und er habe nicht vergebens von den vielen Pyramidenstufen unseres Lebens viel umhergeschaut. Viehoff weiß von der letzten Strophe nichts weiter zu bemerken, als daß sie im allgemeinen sage, sein Sinnen und Trachten sei nicht auf den Tag und die Stunde gerichtet.

97. **Heut und ewig.**

Unsere Stanze, wahrscheinlich ursprünglich für die Geheimnisse bestimmt (vgl. B. II, 3 f.), wurde in Kunst und Alterthum II, 2, welches Heft im März 1820 erschien, auf der Rückseite des Abtheilungstitels Literarische, Poetische Mittheilungen ohne Ueberschrift gedruckt. Die letztere erhielt sie erst in der Ausgabe letzter Hand. Die Aeußerung richtete der Dichter an die ihm erschienene Wahrheit (vgl. B. II, 13 ff.). Er habe es aufgegeben auf den Tag zu wirken, die Gegenwart über sich aufzuklären, da in dieser nur Verworrenheit gegen einander wirkt (Verworrenes in Verworrenem sich spiegelt), jeder nur seinen selbstsüchtigen Willen durchzusetzen, statt sich selbst zu beherrschen, andere zu lenken sucht. Er hat sich jetzt vorgesetzt, gegen die Welt zu schweigen, seine ganze Thätigkeit auf seine innere Bildung zu wenden und so seinen Geist zu heben (beflügeln). Die dunkeln, bisher unverstandenen beiden letzten

Verse besagen, daß er nicht auf die Welt wirken, sie nicht umgestalten könne („Aus Gestern wird nicht heute"), daß aber der Geist in alle Ewigkeit sich entwickle. Jahrtausende werden kommen und gehen, Aeonen hinschwinden, aber immer wieder neue sich erheben (thronen, herrschen, walten, im Gegensatz zu sinken, untergehn). Meine frühere von Viehoff benutzte Deutung er werde im Laufe der Zeiten zur Anerkennung kommen, muß ich entschieden aufgeben, da der Dichter jeder weitern Wirksamkeit nach außen entsagt, nur sich innerlich heranbilden will.

98. Schlußpoetik.

Zuerst in der Ausgabe letzter Hand nach 97 gedruckt. Das Gedicht ist gegen die Krittler gerichtet, die an Goethe immer etwas auszusetzen haben, ohne selbst zu wissen, was sie wollen. Der Dichter wendet sich von dem beschränkten Urtheil der Kritiker an die Muse, die, wie es in der Elegie Hermann und Dorothea heißt, ihm allein befiehlt. Bei ihr darf er sich darauf berufen, daß er als Dichter immer nach dem Rechten und nach reiner Klarheit gestrebt, während die Krittler nicht deutlich zu sagen wissen, was sie selbst wollen und thun sollen. Die Muse beruhigt ihn, indem sie den wahren Zweck der Dichtung ausspricht, und ihn auffordert, seiner inneren Stimme zu folgen. Der Dichter soll immer das edle Gemüth darstellen, das wohl zuweilen in Verwirrung gerathen, aber sich nie ganz vergessen kann. Die Bessern werden dies mit stiller Erbauung aufnehmen trotz des Strudels der alles Edle verneinenden, nur auf gemeinen Genuß und Besitz hinstrebenden Welt. Er brauche nach keinem andern Lob zu streben, als daß er das Beste gewollt (wie er im Jahre 1818 die Ilm von sich sagen läßt, habe er auch als Dichter manches verschuldet, so sei es doch im höhern Sinne

gut gemeint gewesen), und er solle sich nicht um Schurken, Böswillige und Narren, die nicht wissen, was sie wollen, kümmern. Wenn der Dichter auch vom Liede, von Sängen spricht, so ist doch hier weniger an die lyrische Dichtung als an seine Dramen und Romane zu denken, von denen die letztern neuerdings besonders durch den Pfarrer Fr. W. Pustkuchen-Glanzow als unchristlich und unsittlich angegriffen worden waren.

99. Der Narr epilogirt.

Diese, wie ich schon in der ersten Auflage bemerken konnte, 1804 als Epilog des zweiten Aufzuges der Bühnenbearbeitung des Götz gedichteten Verse ließ Goethe in der Ausgabe letzter Hand die Abtheilung Epigramatisch im dritten Bande schließen. Dort sprach diesen Liebetraut, und er begann ursprünglich mit den Worten: „Das schönste Werk“, womit dieser auf seinen schlau durchgeführten Plan deutet; die Angeredeten sind der Bischof und Adelheid, die kurz vorher die Bühne verlassen haben; denn die in den Werken gegebene Theaterbearbeitung ist später. Der Epilog ist ganz im Sinne des shakespearischen Narren im König Lear und in Was ihr wollt; das letztere Stück schließt mit einem Liedchen des Narren. Vielleicht war unser Lied zu der Aufführung des Stückes in zwei Theilen gedichtet, von denen der erste die zwei ersten Aufzüge enthielt. Der Narr beginnt damit, daß es ihn kränke, wenn andere Lob für das, was er verrichtet, in Anspruch nehmen; doch werde das sich schon wieder ausgleichen. Ueber Dummes werde man gelobt, über Gutes gescholten. Unrecht müsse man von einem Mächtigen ertragen, wogegen er solches auf Seiten seines Gleichen tüchtig vergelte. Im zweiten Theile bemerkt der Narr, daß er des Glückes sich voll freue, das Unglück ruhig ertrage (13—16), sich nicht durch

Sorgen für die Zukunft die Gegenwart trübe, sondern alles froh erhasche, was die Zeit ihm biete (17—20). Am Gange der Welt könne er einmal, was er auch versuchen möge, nichts ändern (21—24); alle, so hoch sie auch gestellt sein möchten, seien den Gesetzen der Natur unterworfen (25—28). Drum mache ihm nichts Kummer, und diese Lebensregel räth er allen an, die klug sein wollen. Vgl. oben 90. Der launige Ton ist glücklich durchgeführt.

Politika.

Diese Abtheilung findet sich erst in den nachgelassenen Werken, so daß bei ihrer Aufnahme in die Quartausgabe kein den Inhalt dieser Abtheilung andeutender Doppelvers Goethes vorlag. Ursprünglich war damit noch eine Anzahl zahmer Xenien verbunden. Die Quartausgabe fügte noch eine größere Anzahl zahmer Xenien hinzu, die Ausgabe in vierzig Bänden schied viele davon aus, und setzte sie an den Schluß der fünften Abtheilung der zahmen Xenien, wo diese alle besser ihre Stelle gefunden hätten; nur das letzte unserer Gedichte war schon früher gedruckt. Die Abfassungszeit ist, mit Ausnahme von 3, das am 2. März 1815 gedichtet wurde, und 7 unbekannt; alle gehören wohl mit Ausnahme von 7 ziemlich derselben Zeit an.

1. 2. Bei einer großen. Und als die Fische.

Die beiden in verschiedenen Reimformen geschriebenen Gedichte gehören zusammen, obgleich das erste einige Zeit vor dem zweiten gedichtet worden sein dürfte. Das erste geht auf die wilde Bewegung im deutschen Vaterlande in Folge des Befreiungskrieges. Gegen die Franzosen rief man die Russen zu Hülfe, und so wurde Deutschland erst recht verwüstet, da die gewaltigen Kriegermassen das Land aussogen, ehe man zum Ziele kommen konnte. Dem Dichter schwebt die Stelle des einundzwanzigsten Buches der Ilias vor, wo Here gegen den Skamandros, der, immer gewaltiger steigend, das Leben des Achilleus gefährdet, das Feuer der Hephaistos zu Hülfe ruft, das zuerst die ganze Ebene verwüstet, dann die Bäume am Ufer des Flusses verbrennt, darauf, ins Wasser dringend, die Fische ergreift, die vor Schmerz sich überschlagen. Hier wird das Sieden der Fische als Zweck bezeichnet. — Das zweite geht auf den wiener Kongreß, wo jeder der Großen wie der Kleinen Lohn für seine Mühe begehrte, die gröbsten aber die Hauptbeute sich ertrotzten, wobei an Rußland, Preußen und Oestreich gedacht wird.

3. Die Engel stritten.

Die gute deutsche Sache unterlag Napoleon, der sich auf die Gewalt der Massen stützte. Da entschlossen sich endlich die

deutschen Fürsten, es diesem nachzumachen, was bestens gelang; aber die Sache hatte ihnen so wohl gefallen, daß sie nun gereizt waren, es weiter damit zu versuchen. Preußen drohte mit Rußland sein Recht auf Sachsen zu vertheidigen, wogegen die andern Großmächte sich zu gemeinsamem Kriege verbanden. Launig wird der Entschluß der Fürsten als eine Eingebung von Gott Sohn dargestellt, der hier als λόγος, als der göttliche Verstand erscheint. Auf das Singen des Te Deum nach fürchterlichem Vergießen von Menschenblut spottet Goethe auch sonst.

4. Am jüngsten Tag.

Eine humoristische Anerkennung Napoleons, der so groß sei, daß Gott selbst am jüngsten Tag, wie manches dieser auch verbrochen, vor ihm Respekt habe, da er mehr auf die gewaltige Kraft als auf einzelne Verletzungen des Rechts schaue. Der Teufel mag seine Gewalt an ihm versuchen. Launig erzählt der Dichter das, was am jüngsten Tage erfolgen wird, als schon geschehen; denn daß der jüngste Tag wirklich der des letzten Gerichts ist, ergibt sich daraus, daß neben Napoleon dessen „Geschwister" genannt werden, Welteroberer wie er. Zum Spotte über die Dreieinigkeit vgl. zu Epigramatisch 67. — Die deutschen Professoren werden als Muster unausstehlicher Breite genannt. — Zu V. 14 verweist von Loeper auf das Wort von Staupitz an Luther: „Soll dir Christus helfen, so mußt du ein Register haben, worin die rechtschaffenen Sünden stehen, und mußt ihm nicht — aus jedem Bombart (es entspricht dem Reimworte des auf 13 reimenden V. 14) eine Sünde machen." In einer andern Xenie äußert Goethe gegen diejenigen, die Napoleon gern für klein erklärten, ein Kerl, den alle Menschen haßten, müsse doch etwas sein.

5. Wolltet ihr in Leipzigs Gauen.

Spott über den im rheinischen Merkur vom 23. Oktober 1814 und vom 26. Januar 1815 besprochenen Vorschlag, eine Riesensäule zur Feier der Befreiung Deutschlands auf dem leipziger Schlachtfeld zu errichten.*) Goethe räth allen Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, dort ihre Thorheiten auf einen Haufen zu werfen; das würde die schönste Riesensäule geben. Der Gedanke eines Siegesdenkmals schien ihm nur ein Ausfluß nationaler Eitelkeit.**) Von anderer Seite war der Bau eines Domes auf dem Schlachtfelde vorgeschlagen worden, wozu Schinkel einen Plan entwarf, von anderer ein hoher Thurm mit Zinnen, wogegen Arndt ein einfaches Kreuz auf einem Erdhügel empfahl. Die Verse gehören wohl in das Jahr 1815.

6. Die Deutschen sind recht gute Leut.

Ein Segensspruch für die deutsche Einheit, daß das Volk, dem diesmal zuerst nach so langer Zersplitterung durch einträchtiges Zusammenhalten Großes gelungen, auch in Zukunft zusammenwirken möge. Im November 1813 hatte Goethe gegen Luden seinen Schmerz geäußert, daß das deutsche Volk, das im einzelnen so achtbar, im ganzen so miserabel sei.

7. Dem Fürsten Blücher.

Die mecklenburger Stände hatten im Dezember 1814 die Errichtung eines Standbildes von Blücher in seiner Vaterstadt Rostock beschlossen, wobei man denn auch Goethes Kunsturtheil in Anspruch nahm. Auf das Ansuchen um Inschriften zu dem Denkmal erwiederte er am 2. Juni 1816 dem Kammerherrn

*) Vgl. von Loeper in den Blättern für literarische Unterhaltung 1863 S. 580.

**) „Zu des runden Haufens Starrheit", daß ein starrer runder Haufe, wie jene beabsichtigte Riesensäule, sich bilde.

von Preen: „Inschriften in deutscher Sprache sind schwierige Aufgaben; scheint mir etwas gelungen, so sende solches zur Beurtheilung.“ Obgleich die von Goethe eingesandten Inschriften einzelne Bedenken erregten, wie Preen am 8. Februar 1818 meldete, wurden sie doch von beiden Großherzogen bestätigt, nur in der einen, die hier als Ueberschrift verwandt ist, Seinigen statt Seinen gesetzt. Mit letzterm wurden sie in Kunst und Alterthum II, 1 am Ende der Mittheilungen über Fürst Blüchers Denkmal gedruckt.*) „Der Unterschied der Worte die Seinen und die Seinigen ist nicht groß“, bemerkte Goethe am 28. April 1819; „das erste ist älter und ernster, das letzte neuer und gefälliger, und so kann dieses bei gegenwärtiger Gelegenheit wohl statt haben.“ Die erstere Inschrift steht auf der Metalltafel der Vorderseite unter dem Wappen des Fürsten, die andere auf der Rückseite. Goethes gereimte Inschrift (nur V. 4 ist reimlos) stellt den Fürsten als einen entschieden sich bewußten, in jedem Augenblick gleich großen Helden dar, sowohl in der Zeit, wo er, mit Ungunst entfernt, der Erinnerung des Kampfes harrte, als im Kampfe selbst, sowohl in der Niederlage als bei seinen herrlichen Reitersiegen. Bei dem Sturze kann nicht an die einzelne Szene des Falles unter sein Pferd bei der Schlacht von Ligny, sondern nur an die Niederlage daselbst gedacht werden, obgleich auf dem einen Relief des Denkmals dargestellt ist, wie er von jenem berühmten Sturze unter der Aegide des Genius des Vaterlandes sich aufrafft; denn im Sturze unter das Pferd zeigte er sich doch nicht bewußt und groß.

*) In den nachgelassenen Werken stand durch Druckfehler im letzten Verse von Feinde statt von Feinden, woraus die Quartausgabe irrig vom Feinde gemacht hat, das in die folgenden Ausgaben überging.

Gott und Welt.

Diese Sammlung, welche erst 1827 in der Ausgabe letzter Hand im dritten Bande erschien, stellte Goethe bereits im Mai 1822 zusammen, nur zwei später gedichtete (4 und 20) fügte er damals hinzu. In der Quartausgabe wurden die hier ursprünglich an zweiter, vierter und vierzehnter Stelle stehenden Gedichte Wiederfinden, Dauer im Wechsel und Entoptische Farben aus dieser Abtheilung nach andern versetzt, dagegen traten die gereimten Sprüche, welche schon in der dritten Ausgabe die Inschrift Gott, Gemüth und Welt hatten, und eine Reihe zahmer Xenien hinzu, und es ward die Ueberschrift Gott, Gemüth und Welt gewählt. Die vierzigbändige Ausgabe stellte die frühere Anordnung wieder her, nur ließ sie jene drei schon anderswo untergebrachten Gedichte weg. Der Vorspruch, bereits 1817 auf der Rückseite des Schmutztitels des ersten Heftes Zur Naturwissenschaft überhaupt, das er im Mai zusammenstellte, gedruckt, deutet auf des Dichters langjährige, treue und sorgfältige Naturforschung, die nicht ganz ohne Erfolg geblieben.*) In einem am Schlusse des Vorwortes zu diesem Hefte abgedruckten kurzen Briefe vom 17. Mai 1817 bemerkt Goethe, bei der Benutzung seiner naturwissenschaftlichen Papiere sehe er, wie eine unschuldige, Schritt vor Schritt sich bewegende Naivetät, wie die seinige, eine wundersame Rolle spiele. „Man fühlt wohl das frühere Bestreben, ernst und tüchtig zu sein", heißt es daselbst, „man lernt Vorzüge an sich kennen, die man jetzt vermißt, dann aber sind doch reifere Resultate in uns aufgegangen, jene Mittelglieder können uns kein rechtes Interesse mehr abgewinnen."

*) Zu den ersten sieben Versen ist ein wenn man hat zu denken. V. 1 bezeichnet Ort und Zeit. Die Vermuthung, aufgefaßtes (6) sei ein Hörfehler für aufgefaßt das, kann ich nicht für richtig halten.

1. Prooemion.

Das Vorwort besteht aus drei Sprüchen, von denen der erste im März 1816 gedichtet und im folgenden Jahre auf der Rückseite des Titelblattes des ersten Heftes Zur Naturwissenschaft gedruckt wurde, die beiden andern schon in der dritten Ausgabe unter den gereimten Distichen Gott, Gemüth und Welt an sechster und siebenter Stelle gegeben waren, wo sie auch noch jetzt in den Werken stehn geblieben. — Im ersten Spruche, gleichsam einem frommen Morgengebete, drückt sich die innigste Verehrung der in der Natur sich offenbarenden Gottheit aus. Die Weiherede ist durch einen Absatz und seit der Ausgabe letzter Hand auch durch Doppelpunkt (früher stand Punkt) von dem Spruche selbst geschieden. Statt des gangbaren Segens „Im Namen des Vaters u. s. w." wird bloß Gott genannt und derselbe als von Ewigkeit schaffend (vgl. Ged. 4, 6), auch alle Tugenden und alle Kraft, durch die wir wirken, schaffend (alles wahre Sein ist nach Schelling göttlich), aber seinem Wesen nach, mit wie viel Namen man ihn auch nennt, unbekannt*) bezeichnet. In dem Bekenntnisse selbst wird bemerkt, daß wir ihn nur in sinnlichen, ihm ähnlichen Erscheinungen schauen, und auch der feurigste Geistesflug bloß ein Gleichniß, ein Bild von ihm sich denken kann, er aber in der von ihm ausfließenden Fülle und Größe der Natur uns mit freudigem Staunen erfüllt. Wir

*) Vgl. Fausts Bekenntniß „Wer darf ihn nennen? u. s. w." in der Szene Marthens Garten. Auf die hundert Namen Allahs wird im Divan I, 4. VIII, 51 hingedeutet.

fühlen uns angezogen und hingerissen von den Offenbarungen dieses unnennbaren Wesens, das die ganze Natur schmückt, dessen Werke durch keine Zahl, keine Zeit und kein Maß beschränkt werden. — Der zweite Spruch bezieht sich auf das Zusammenfallen Gottes und der Natur, dieses ewigen All-Eins. Goethe bezeichnet einmal als den Grund seiner ganzen Existenz die Vorstellungsart, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehn. Die gewöhnliche Ansicht, die einen persönlichen außer der Welt stehenden Gott sich denken muß, wird als beschränkt verspottet.*) — Nach dem dritten Spruche ist auch der Geist des Menschen, wie Gott, ein Universum, in welchem die verschiedenen Gefühle und Kräfte verbunden seien; unter diesen finde sich auch das Gefühl der Abhängigkeit von einem Höhern, woher der allgemeine (seiner Folgen wegen) so löbliche Drang der Völker komme, sich einen oder seinen Gott vorzustellen, ihn mit allen besten Eigenschaften, die man sich denken kann, auszustatten, ihn als Herrscher sich zu denken, ihn zu fürchten oder zu lieben. In der pädagogischen Provinz der Wanderjahre (I, 12) wird keine Religion, die auf Furcht sich gründet, geachtet, nur diejenigen, welche auf Ehrfurcht beruhen. Zum Universum im Innern vgl. S. 650 f.

2. Weltseele.

Da das Gedicht im Taschenbuch auf das Jahr 1804, wo es Weltschöpfung überschrieben ist**), in den „der Gesellig-

*) Riemer (Mittheilungen I, 118) vergleicht dazu das Wort Tertullians: Qui figuli modo extrinsecus torqueat molem (Apolog. 47).

**) Die Ueberschrift Weltseele erhielt es schon in der zweiten Ausgabe, die es zwischen Generalbeichte und Dauer im Wechsel (Gesellige Lieder 8 und 6) brachte. Hier wurde auch V. 10 Weitr' statt Weit' gesetzt, die Anreden ihr, euch u. s. w. groß geschrieben und richtig nach V. 6 Punkt statt

keit gewidmeten" Liedern, deren Handschrift bereits am 15. Juni 1803 an Schiller zur Durchsicht gesandt wurde, sich befindet, so liegt die Vermuthung nahe, daß es auch durch das Mittwochskränzchen veranlaßt sei, und so könnte es zu dem des 31. Dezember 1801 gedichtet sein. Freilich erwiedert Goethe am 20. Mai 1826, als Zelter, der ihn durch eine „wahrhaftig enthusiastische" Tonsetzung des Liedes erfreut hatte, zu wissen wünschte, unter welchen Umständen dasselbe entstanden sei, daß es seine gute dreißig Jahre alt sei; es schreibe sich aus der Zeit her, wo ein jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identifizirte, es auszufüllen, ja es in seinen Theilen wieder hervorzubringen: aber wie oft irrte sich nicht Goethe in solchen Erinnerungen, wie oft waren ihm seine eigenen Gedichte mit den Zuständen, aus denen sie einst hervorgegangen, so fremd geworden, daß er sich nicht mehr hineinzuversetzen wußte? Er erinnerte sich nicht einmal, daß das Lied ein Gesellschaftslied gewesen und als solches zuerst erschienen sei. Er hatte es schon 1822 in die Abtheilung Gott und Welt aufgenommen, da ihm seine ursprüngliche Beziehung fremd geworden war, und hierdurch war seine Aeußerung an Zelter wesentlich beeinflußt. Wenn Viehoff auf den Ernst des Gedichtes daraus schließt, daß es Goethe neunzehn Jahre später in diese Abtheilung setzte, so dürfte viel eher aus der Veröffentlichung unter den Gesellschaftsliedern der entgegengesetzte Schluß zu ziehen sein, abgesehen davon, daß nach der Deutung, welche dieser Erklärer dem Gedichte aufzwingt, das Lied für eine Gesellschaft von Herren und Damen ganz abgeschmackt sein würde. Freilich hatte Schiller mit seinem Sieges-

Komma eingeführt. Dagegen blieb der falsche Punkt nach V. 10 auch in den folgenden Ausgaben. Die großen Anfangsbuchstaben der Anreden änderte die dritte Ausgabe.

fest, das er zum Mittwochskränzchen nicht zu Stande brachte, auch einen kühnen Griff gethan, aber er hatte sich doch an die homerische Dichtung gehalten, nicht eine philosophische Naturansicht ernstlich schildern wollen, und es würde der Gipfel der Tollheit sein, wenn der Dichter seine schmausenden Gäste von einem heiligen Schmause reden ließe, ohne an den Schmaus, bei dem sie sitzen, zu denken, vielmehr darunter den „Weltmittelpunkt“ verstehn sollte, „den Born, woraus alles Leben quillt, wo die Lebenskräfte ihren heiligen Schmaus halten“, wie Viehoff, ohne laut aufzulachen, schreiben konnte. Aber freilich, wer den Dichter hier „als Herold das Wort für die Gottheit führen“ lassen kann, der braucht sich auch hiervor nicht zu scheuen. Viehoff glaubt auch für die Entstehung des Gedichtes eine viel frühere Zeit wahrscheinlich machen zu können. Weil nämlich Goethe in den Annalen schreibt, Schellings Weltseele habe bei ihrem Erscheinen (1798) sein höchstes Geistesvermögen beschäftigt, er habe sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert gesehen, so habe wahrscheinlich die Freude, in Schellings System seine eigenste Ueberzeugung noch bestimmter und belebender als in Spinoza ausgesprochen zu finden, ihm diesen Hymnus eingegeben. Man sollte denken, ein solches Gedicht würde zu Schillers Musenalmanach für 1799 oder 1800 oder zu Goethes eigenen neuen Gedichten ein höchst erwünschter Beitrag gewesen sein, aber Viehoff läßt es Jahre lang ruhig unter dessen Papieren schlummern. Daß das Gedicht ursprünglich gar nicht Weltseele geheißen, kümmert ihn nicht im geringsten.

Es ist ein gesellschaftlicher, mit heiterster Laune und schönster Vergegenwärtigung ganz eigenthümlicher Zustände durchgeführter Scherz. Bei jenem Kränzchen, wo sich die Paare nach ritterlicher Sitte zusammenhielten, mochte man auch auf die Naturphilosophie

und besonders auf die Monaden zu sprechen gekommen und die Möglichkeit geäußert worden sein, eine menschliche Monade könne einmal in das Treiben der Himmelswelt einwirken, in ähnlicher Weise, wie Goethe nach Falks freilich falkisch ausgeführtem Bericht am Tage von Wielands Bestattung erklärte, er werde sich nicht wundern, wenn er einst Wieland als einem Sterne erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnen werde, und überhaupt lasse sich für Monaden keine andere Bestimmung denken, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte Theil nähmen. Natürlich waren dies nur geistreiche Phantasien, aber er sprach auch im Ernste vom Eingreifen der entelechischen Monade „in die Kämme des Weltgetriebes“ (am 19. März 1827 an Zelter). Vgl. Geb. 4. An jene philosophische Abendunterhaltung anknüpfend, läßt der Dichter hier die einzelnen Paare sich gegenseitig auffordern, als freie Monaden sich in Gedanken von diesem Mahle (er nennt es einen „heiligen Schmaus“, weil er sie zu höhern, himmlischen Gedanken führt) zu erheben und als schöpferische Monaden zu wirken, wobei es eben eine launige Annahme ist, daß je zwei Monaden zum Zusammenwirken sich verbunden haben. Sie reißen sich von der Erde los und leuchten bald als Sterne im weiten, von Lichtwesen erfüllten Himmelsraum, wo sie „den seligen Göttertraum schweben“, d. i. sie schweben, wie wir uns das Leben der Sterne als Seligkeit vorstellen, wobei zunächst die pythagoreische Sphärenharmonie im Sinne liegt, aber zugleich dieser Zustand als die wirkliche himmlische Seligkeit gedacht wird, von der wir so viel träumen. Gesellig deutet wieder schalkhaft auf die Paare hin. — Str. 3. Von hier aber, wo sie sich ihrer Lichtnatur freuen, treibt es sie wie Kometen durch die unermeßliche Himmelswelt.*) Sie treiben

*) Es zeugt von unverzeihlicher Leichtfertigkeit, wenn Viehoff Str. 3 er-

sich durch alle Weiten*) in den labyrintisch verschlungenen Bahnen der Sonnen und Planeten. — Str. 4. Nun erweisen sie sich selbst schöpferisch, indem sie auf noch ungeformte Erden sich werfen und diese gestalten, wie Gott bei der Schöpfung unsere Erde.**) Vgl. Ged. 3 Str. 3, 5. — Str. 5. Sie bilden zunächst die Wolken, die sich von der Feste und dem Wasser erheben und über ihnen schweben***), dann in der Tiefe der Erde das Steinreich, und nun erst beginnt die Ausschmückung der Erde selbst. — Str. 6. Die Schaffungskraft scheint sich selbst übertreffen zu wollen; das Wasser, das unfruchtbar ist, wie das Meer bei Homer heißt, nimmt das schönste Grün an und jedes Stäubchen Erde wird belebt. — Str. 7. Die noch von Sumpf bedeckten Stellen der Erdoberfläche werden nun „in liebevollem Streiten", indem die schöpferischen Monadenpaare liebevoll bemüht sind, den feuchten Nebel der Sümpfe zu vertreiben, diese auszutrocknen, zu frucht-

klärt: „Andere Kräfte werden zu Bildung neuer Kometen und Planeten in die Welt entlassen" und Str. 4 „Wieder andere sind bestimmt u. s. w." Schon (5) und dann (9) beziehen sich offenbar aufeinander und 13 wird ohne Verbindungspartikel ein drittes angeknüpft. Ueberall ist nur von den in Str. 1 angeredeten Paaren die Rede und von einer Theilung in verschiedene Klassen zeigt sich nicht die geringste Spur.

*) Ins Weit' und Weitr' wagt der Dichter nach der Verbindung fern und ferner u. a. Ursprünglich stand Ins Weit' und Weit', das vor der Aenderung, welche die zweite Ausgabe brachte, den Vorzug verdient.

**) Schwung, von Umschwung der Zeit.

***) So erklärt mit Recht von Loeper, während ich früher darunter allgemein die gesammte Entwicklung verstand, die später näher ausgeführt werde; dagegen spricht die Verbindung. Die unendliche Wandelbarkeit der Wolken zog den Dichter lebhaft an. — Flor, insofern sie den reinen Himmel bedecken, ähnlich wie Schleier unten 12, 3. Die nächstliegende Deutung auf den Blumenflor, die Pflanzenwelt, wie sie Viehoff gibt, paßt nicht, da das Pflanzenreich nicht dem Steinreich vorangehn kann, dessen erst V. 24 ff. Erwähnung geschieht.

barem Erdreich gemacht, so daß die ganze Oberfläche, wie ein unendliches Paradies in der buntesten (überbunten) Farbenpracht erscheint. — Str. 8 f. Mit einer hübschen Wendung wird die Entstehung des Thierreiches (der gestaltenreichen Schar, mit Bezug auf die unendliche Verschiedenheit der Gestalt bei festbestehendem Typus. vgl. Geb. 8) eingeführt, deren Bedürfniß und Lust am Lichte der Dichter nicht unerwähnt lassen konnte. — Der Menschenschöpfung bedarf es nicht; das Monadenpaar findet sich auf den von Leben und Liebe erfüllten Fluren als das erste glückliche Paar wieder, das in der Selbstbeschränkung der Liebe die höchste Seligkeit und zugleich den innigsten Dank empfindet, daß es, aus dem Traume eines schöpferischen Wirkens in der unermeßlichen Sphärenwelt erwacht, das schönste Leben wiedergewonnen hat.*) — Wer der gegebenen Entwicklung gefolgt ist, dem wird es über jeden Zweifel erhaben sein, daß das Ganze ein heiterer glücklich aufgelöster Traum ist. Viehoff hatte von der eigentlichen Beziehung und Wendung keine Ahnung, und er hat meine von bedeutenden Kennern als eine sehr gelungene Lösung eines schwierigen Räthsels begrüßte Deutung von sich abgewehrt. Die in der ersten Ausgabe gegebene Erklärung ist hier genauer bestimmt und begründet. Die frühere Ueberschrift verdient entschieden den Vorzug.

3. Eins und alles.

Das erst 1823 am Ende des ersten Heftes des zweiten Bandes Zur Naturwissenschaft gedruckte Gedicht sandte Goethe bereits den 28. Oktober 1821 an Riemer. Vgl. B. I, 378 f. Es spricht in ernster, scharf bezeichnender Weise die unaufhörliche

*) Sehr hübsch wird das All, welches sie in der Liebe empfinden, dem All entgegenstellt, in das ihr „Göttertraum" sie als schöpferische Monaden versetzt hat (Str. 9, 4).

Verwandlung alles Seienden aus, das nur in Gott ist, der ewig schaffend wirkt, der auch in dem stets in allen Dingen sich regenden Drange nach Werden, Fortentwicklung und Untergang zu neuer Gestaltung sich offenbart. Das ruhig gemüthliche Versmaß ist eine zweitheilige jambische Strophe, in welcher V. 3 und 6 männlich und die übrigen weiblich unmittelbar aufeinander reimen, wie Lieder 30.*)

Der Dichter beginnt mit dem Gedanken, daß jeder einzelne sich als Atom im Weltganzen finde, und in dem hohen Gefühle, ein Theil dieses grenzenlosen Ganzen zu sein, jeder eigensüchtige Trieb erlöschen müsse, es die höchste Lust sei, dieses sein individuelles Dasein aufzugeben.**) Die zweite Strophe führt aus, daß wir von der Empfindung, ein Atom im Weltganzen zu sein, ganz durchdrungen sein und mit den übrigen Atomen dort zusammenringen, unsere Kräfte bewähren müssen, wo denn der Geist des ewigen Lebens uns zu immer höherer Thätigkeit heranreifen, uns dem Ewigen immer näher bringen wird.***) Wie ewiges Schaffen und Werden Naturgesetz, der scheinbare Unter-

*) Die einzigen Anapäste sind leicht wegzuschaffen, wenn man Str. 3, 3 lebendger, 5 farbgen, Str. 4, 4 Ewge schreibt.

**) Die Qual des einzelnen Lebens wird durch die Glut, Wildheit und Mühe des Strebens (Wünschen, Wollen, Fordern) und die beschränkende Nothwendigkeit, den Widerstand, den das Streben findet (strenges Sollen), bezeichnet.

***) Der Anruf an die Weltseele, welche im Ganzen lebt, ist ganz in der Weise der Kirchenlieder, besonders des Veni creator spiritus, das Goethe im vorigen Jahre übersetzt hatte (B. I, 366 f.). Der Weltgeist kann nur die im einzelnen Individuum liegende beschränkte Individualität sein, die wir, unablässig ringend, reiner zu gestalten, aus ihrer Beschränktheit zu erheben suchen, wobei wir uns unwillkürlich zum Ewigen hingezogen fühlen, was der Schluß des zweiten Theiles des Faust in menschlicher Verkörperung darstellt. Im andern Sinne braucht Goethe Weltgeist, wenn er 1829 an Zelter schreibt: „Bis wir vom Weltgeist berufen werden, in den Aether zurückzukehren."

gang, aus dem neues Leben hervorgehe, im nie ruhenden Entwicklungsgange begründet sei, sprechen die beiden letzten Strophen aus.*) So ist also hier die Naturbestimmung des Menschen, durch unablässiges Streben zu immer reinerer Entwicklung zu gelangen, und daß der Tod selbst ein Entwicklungspunkt sei, in unserm mystischen Naturhymnus dargestellt. Vgl. Gesellige Lieder 6. „Die Natur wirkt ewig, lebendig, überflüssig und verschwenderisch, damit das Unendliche immer gegenwärtig sei, da nichts verharren kann", schreibt Goethe den 13. August 1831 an Zelter.

4. Vermächtniß.

Goethe schrieb das Gedicht aus Aerger, daß seine berliner Freunde bei der Naturforscherversammlung im Herbste 1828 die beiden letzten Verse des vorigen Gedichtes in goldenen Buchstaben angebracht hatten, da sie in dieser Vereinzelung als Spruch dumm seien. Schon am 12. Februar 1829 theilte er das eben entstandene Gedicht Eckermann mit und ließ es, um es bald ins Publikum zu bringen, noch in demselben Jahre am Ende des zweiten Theiles der Wanderjahre als Schluß der dort zur Ausfüllung des Bandes gegebenen Betrachtungen im Sinne der Wanderer mit lateinischen Buchstaben unter der jetzigen Ueberschrift abdrucken.**)

---

*) Und knüpft Str. 3, 1. 4. an, wie sonst und so. — Str. 3, 2. Sich zum Starren waffne, starr werde und als solches Widerstand leiste. — 5. Unter den Entwicklungen wird die Bildung von Sonnen und Erden hervorgehoben. Vgl. Ged. 3. — Farbig heißen die Erden von den drei auf ihnen sich findenden Naturreichen, besonders dem Pflanzenleben. — Str. 4, 8 ff. Jeder scheinbare Stillstand ist entweder verhülltes Vorwärtsgehen oder Zurückgehen. Ewige Bewegung herrscht in allem; denn alles muß seinem Untergang entgegengehn, um aus diesem zu neuem Sein zu erstehn.

**) Dort steht richtig Str. 1, 5 lebendgen statt des aus der Quartausgabe fortgepflanzten lebendigen. Sonst findet sich kein Anapäst mit

Sprach Eins und Alles (Ged. 3) die Stellung des einzelnen im Weltganzen aus, so lehrt der Dichter hier, wie der Mensch, ohne sich durch nutzlose Gedanken über das Jenseits stören zu lassen, auf Erden thätig wirken müsse. Die erste Strophe nimmt den Schluß von Eins und All (unser Gedicht ist in demselben Versmaß geschrieben) zurück, insofern dieser Ausspruch für sich allein dem Mißverständnisse ausgesetzt ist. Kein Wesen kann völlig untergehn, da der ewige Geist in allem wirkt, so daß du dich des Seins als ewig freuen kannst; denn die lebenskräftigen Atome, aus denen das Weltganze besteht, werden durch das Gesetz fortdauernder Entwicklung erhalten. — Str. 2 fügt zunächst die Lehre hinzu, daß wir uns an die längst durch edle Geister, die eine fortgehende Kette der menschlichen Bildung ausmachen, gefundenen Wahrheiten halten, wir diese dankbar aufnehmen müssen. Vgl. oben S. 542. Als Beispiel der großen längst entdeckten Wahrheiten wird die von Copernicus erkannte Weltordnung genannt, nach welcher die Erde und die übrigen Planeten (Geschwister) die Sonne umkreisen.*) — Das durch Copernicus erkannte Sonnensystem führt den Dichter Str. 3 zu der Sonne in unserm Innern, dem Gewissen, der Stimme in uns, die, wie die Sonne Tag und Nacht hervorruft, unserm Handeln seine unverrückte Bahn anweist. Das Gewissen ist das

---

Ausnahme des aus dem vorigen Gedichte herübergenommenen Ewige (2) Vgl. S. 648*.

*) Irrig habe ich früher mit andern unter dem alten Wahren den Satz verstanden, daß nichts zu nichts werden könne (Lucr. I, 216- -265). Der Weise ist nicht der Allweise, Gott, sondern Copernicus, der beispielsweise angeführt wird, zum Belege, wie weit menschliche Weisheit reiche. Auch Viehoff versteht unter dem alten Wahren die Lehre von Str. 1. Zu den größten Spitzfindigkeiten verirrt sich Kannegießer in der Deutung unseres Gedichtes in Herrigs Archiv XXV.

Sonnencentrum, das unsern Sittentag lenkt, da es, was gut und bös ist, unzweifelhaft zeigt.*) — Str. 4 f. lehren, daß man sich auch den Sinnen getrost überlassen, ihnen trauen und ihrer Erscheinungen sich freuen dürfe, nur müsse sie der Verstand überwachen, daß wir uns nicht von ihnen täuschen lassen, und die Vernunft soll uns aus dem Reiche der Erfahrung, welches der Verstand ordnet, zur reinen Erkenntniß erheben.**) — Str. 6. An dem, was du für dich als wahr gefunden, mußt du dich halten, nicht nach der Meinung der Menge fragen, dich vielmehr an die verständige Minderheit anschließen. Zu Ende des Jahres 1829 schrieb Goethe an Zelter: „Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert.“ In den Sprüchen heißt es: „Kenne ich mein Verhältniß zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ichs Wahrheit. Und so kann jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige.“***) Seine Ansicht über die Majorität in der Wissenschaft

*) Auch hier denkt Kannegießer noch an den Satz, das kein Wesen zu nichts zerfallen könne; das soll uns auch unser Gewissen sagen!

**) Str. 4, 1. Dann, weiter, sollte eigentlich voranstehn. — 2 f. Die Sinne selbst täuschen nicht, wenn man nur nicht das, was sie uns empfinden lassen, für wirklich hält. „Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt“, heißt es in Goethes Maximen. — 5. Geschmeidig, indem du alles rein aufnimmst, dich nicht eigenwillig verschließest. V. 6 deutet auf die reiche Schönheit der Welt. — Str. 5, 1 macht den Uebergang zu der über den Sinnen stehenden, zum Ewigen führenden Vernunft. Füll' und Segen, Segensfülle. — 3. In der Natur freut sich alles Lebende seines Daseins. — 4 ff. Die Vernunft lehrt uns die Vergangenheit verstehn und die Folgen voraus erkennen, so daß uns die vorüberrauschende Gegenwart, indem wir sie durch beide erweitern, zur Ewigkeit wird.

***) Str. 6, 1 erwartet man ist statt war. — 2. Vom Gefühl durchdrungen, daß es dir gelungen, zur Erkenntniß zu gelangen. — 3. So wisse,

und im Staate hat Goethe vielfach ausgesprochen. „Wir lassen die Majorität freilich gelten im nothwendigen Weltlauf", heißt es in den Wanderjahren (III, 11), „im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie", und daselbst (III, 14) äußert er, wenn auch eine falsche Ansicht die Oberhand gewinne, so bleibe doch für das Wahre noch immer eine Minorität übrig, wenn sie sich auch auf einen einzigen Geist zurückzöge. „Die Menge, die Majorität ist nothwendig immer absurd und verkehrt", bemerkte er am 17. Mai 1829 gegen Müller; „denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit", was er dann weiter ausführte. — Str. 7. Ziehe dich auf dich selbst zurück. Das Wahre gewinnt man nur, wenn man sich der Einsamkeit ergibt, wie die höchsten Gaben, ein vollendetes philosophisches System und ein vollendetes Dichterwerk, nur in stiller, liebevoller Zurückgezogenheit gedeihen. Was du in dir gewonnen, wird von edlen Seelen erkannt werden. In den Sprüchen heißt es: „Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühle, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität zu erfreuen habe." Von dem gelungenen Kunstwerk heißt es im Prolog zum Faust, es erscheine oft erst, wenn es durch Jahre durchgedrungen, in vollendeter Gestalt. Hier ist aber nicht von allgemeinem Beifall, sondern von freudiger Anerkennung des Edelsten die Rede. Die Ueber-

---

daß nur das, was deiner Natur entspricht, wahr ist. — 4 ff. Suche darum nicht mit der Mehrheit übereinzustimmen. — Das allgemeine Walten, das, was allgemein angenommen wird. Seltsam denkt Kannegießer dabei an die Gottheit.

*) Hier steht richtig nach 8. 9 statt des seit 1827 fortgepflanzten Punkts ein Komma. Der erste Druck hat V. 9 wechselnd, 12 irrig Punkt vor dem Gedankenstriche.

schrift Vermächtniß deutet darauf, daß der Dichter den Nachkommen mittheilt, welche Grundsätze ihn durchs Leben geleitet, wobei die Aufforderung, in gleicher Weise zu verfahren (vgl. Epigrammatisch 90), nicht ausgesprochen ist. Vgl. Epigrammatisch 49. Nur durch die Beziehung des Anfanges auf das vorige Gedicht erklärt sich die Aufnahme in unsere Abtheilung.

5. Parabase.

Ohne Ueberschrift brachte diese Verse das dritte im Herbste 1820 erschienene Heft Zur Morphologie auf der Rückseite des Titels der anatomisch-osteologischen Vorträge aus dem Jahre 1796. Parabase heißt in der alten attischen Komödie die vom Inhalte des Stückes ganz unabhängige Rede, welche der Dichter von dem Chorführer in Betreff seiner an die Zuschauer richten läßt. Hier sollen die Verse durch die Ueberschrift als Einleitung zu den folgenden Naturgedichten bezeichnet werden. Vgl. unten Ged. 7. 9. Viele Jahre lang, bemerkt der Dichter, habe ich unablässig der unendlich reichen Schaffungskraft der Natur nachgeforscht und dabei überall die Entwicklung eines ewig wirkenden Lebens gefunden, das im Großen und Kleinen sich eigenthümlich gestaltet.*) So immer wechselnd, aber an dem Gesetze seiner Entwicklung festhaltend, in der weitesten Ferne wie in der Nähe**), bringt die stets gestaltende und umgestaltende Natur die wundervollsten Erscheinungen hervor. Fast schalkhaft führt der Dichter

*) „Klein das Große, groß das Kleine.“ Auch die Entwicklung des Kleinsten ist groß, bewundernswerth, wie die des Großen klein, insofern aus der Umwandluug der kleinsten Theile die des Ganzen sich ergibt.

**) „Nah und fern und fern und nah“ scheint nur bezeichnen zu sollen, „immer, sei sie nahe oder fern“, mit Bezug auf die uns nahe und von uns fernen Naturgegenstände auf Erden, in den Wolken und in der Himmelssphäre.

im letzten Verse, worauf auch der Gedankenstrich deutet, plötzlich die Natur selbstredend ein. Daß V. 9 noch der Dichter, nicht die Natur spricht, zeigt sich, wofür sonst mich stehn müßte. Die Verse sollten als drei Strophen gedruckt sein.

6. Die Metamorphose der Pflanze.

Bereits in der ersten Auflage ist bemerkt, daß das Gedicht am 17. Juni 1798 abgeschlossen wurde. Vgl. B. I, 252—254. Der Musenalmanach auf das nächste Jahr brachte es auf dem ersten, schon am 28. August ausgedruckten Bogen. In den neuen Schriften, wo es unter die Elegien nach Amyntas (Elegien 5) gestellt war, erlitt es manche Veränderungen, bei denen wohl Vorschläge A. W. Schlegels benutzt waren. Vgl. N. I, 267.*) Nur weniges änderten die folgenden Ausgaben.**)

Nach einer Aeußerung, die Goethe bei Gelegenheit seiner Schrift Die Metamorphose der Pflanzen im Jahre 1817

**) Hier trat V. 2 den statt des ursprünglichen dem ein, 10 bildet statt bilde, 12 befruchtender statt des Druckfehlers befeuchtender, 14 zärtesten statt zartesten (wie zärteren schon 36. 39, zärtesten 52 stand), 38 Rippe statt Ribbe, 43 gedrängt entscheidet statt bildet sich so, am Schlusse sich statt aus, 46 gereiht statt des Druckfehlers gerecht, 51 „es zieht zusammen" statt „zusammen zieht es", 52 „Zwiefach streben sie vor" statt „Wickeln sich zwiefach hervor", 63 „Wende nun, o Geliebte" statt „Nun, Geliebte, wende", 65 verkündet statt winket, 75 die statt diese. Auch die Interpunktion ward hier mehrfach verbessert; so stand ursprünglich Komma nach V. 4, 24, 51, wie jede Interpunktion fehlte nach 5 und 27 und in der Mitte von 80.

***) Die zweite gab 2 wieder dem, 10 wieder bilde, 54 ordnen statt reihen, 72 entsproß statt ersproß; 8 war glücklich ausgefallen. Die dritte hat 10 bildet, 73 in (statt aus) unserm, vielleicht nur Druckfehler. Die Ausgabe letzter Hand, welche das Gedicht zweimal, zuerst unter den Elegien, dann in unserer Abtheilung, bringt, hat an der erstern Stelle 47 staunst statt erstaunst.

that, würde das Gedicht im Anfange der neunziger Jahre entstanden sein, um Freundinnen, die mit seiner „abstrakten Gärtnerei", seinen Forschungen über die Pflanzenmetamorphose, nicht zufrieden waren, dazu anzulocken. Höchst willkommen sei das Gedicht der eigentlich Geliebten gewesen, welche das Recht gehabt, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen. Freilich erzählt Riemer, Christiane Vulpius habe Goethe bei seinen botanischen und chromatischen Untersuchungen anmuthige Gesellschaft geleistet, und unser Gedicht schildere das schöne Verhältniß des Dichters zu seiner Freundin, aber Riemer beruft sich eben nur auf die angeführte Stelle und ein paar andere gar nichts beweisende über die Elegien, nicht auf persönliche Aeußerungen Goethes. Und die Art, wie Goethe hier zur Geliebten redet, entspricht nicht seinem Verhältnisse zu Christianen.*) Der Gedanke einer didaktischen Elegie kam dem Dichter erst, nachdem er in größern Elegien sich versucht hatte. Die Angabe der Annalen, welche unser Gedicht nebst dem neuen Pausias in das Jahr 1797 setzt, das für letztern feststeht, scheint uns auf einer der manchen in den Annalen vorkommenden Verwechslungen zu beruhen. Einer der ungehörigen Vermittlungsversuche ist es, wenn Viehoff die erste Fassung des Gedichtes um 1790, die nochmalige Ueberarbeitung 1797 setzt und die letzte Feile in den Juni 1798 verlegt, ohne zu bemerken, daß er hiermit mit der Angabe in den Annalen, von welcher er ausgeht, in Widerstreit tritt, wonach Goethe beide Gedichte in elegischer Form 1797 schrieb. Den Plan zur Dichtung wird er schon in den ersten Monaten des Jahres 1798 gefaßt, auch wohl einzelnes ausgeführt, das Ganze dann in Jena vollendet haben.

*) Hiernach nehme ich die mit der gangbaren, auf Goethe selbst sich stützenden Meinung stimmende Aeußerung B. I, 299 Z. 7 f. zurück.

Durch die glücklichste Einkleidung ist die Darstellung der Grundzüge der Pflanzenmetamorphose belebt und das Ganze zu einem anmuthigen Liebesgedichte geworden. Ob er wirklich Christiane Vulpius, die künstliche Blumen in Bertuchs Fabrik gemacht hatte, in seine Lehre von der Pflanzenbildung eingeführt, müssen wir unentschieden lassen. Wir wissen nur, daß er viel später die Damen seines Kreises auch in diese Lehre einweihte. Der Dichter wandelt mit der Geliebten in einem Kunstgarten, wo er auf ihren Wunsch die botanischen Namen der einzelnen Pflanzen nennt, aber, da er wohl fühlt, wie wenig ihr die fremdklingenden Namen sagen können, treibt es ihn, der Freundin zu vertrauen, daß durch alle diese so ähnlichen und doch verschiedenen Bildungen dasselbe Gesetz gehe, und den Versuch zu machen, ihr das darin liegende Räthsel zu lösen (1—8).*) Zunächst wird 9 f. allgemein die organische Bildung der Pflanze bezeichnet, wie sie von Stufe zu Stufe endlich zu Blüte und Frucht gedeiht; das letztere, was jedem eine augenfällige Erfahrung ist, wird gleichsam als Beispiel der durchgehenden Entwicklung hervorgehoben. Der Dichter geht von der frühesten Bildung, der Kindheit der Pflanze aus (11—22), von den ersten Organen des an das Licht tretenden Wachsthums des Samenkorns, die „unter diesem verborgen gegenwärtig gewesen" (wie es in der Schrift über die Metamorphose heißt), den sogenannten Kotyledonen, die nach ihrer verschiedenen Bildung Samenklappen, Kernstücke, Samen-

*) Die verschiedenen Blumenarten scheinen ihr eine „tausendfältige Mischung", bunt durch einander gemischt, ein „Blumengewühl", wobei der Vergleich mit dem über einen weiten Raum verbreiteten Menschengewühl vorschwebt. Vgl. 62 das „bunte Gewimmel". Ueber dem Garten, wobei der Begriff des Stehens, nicht der Verbreitung vorschwebt. -- 5. Und so, durch die Aehnlichkeit bei aller Ungleichheit. — Das Chor, wie Goethe regelmäßig von jeder Menge sagt, wie in der Pandora das Chor der Neulinge.

lappen, Samenblätter genannt werden, aber auch in ihrer blattähnlichsten Gestalt gegen die Blätter des Stengels unausgebildet sind. Der Dichter hebt hierbei den Einfluß des Lichts und der Luft im Gegensatze zur befruchtenden Erde hervor, übergeht aber, daß sie dadurch „die grüne Farbe in einem höhern Grade annehmen, die in ihnen enthaltenen Gefäße kenntlicher, den Blattrippen ähnlicher werden".*) Die Ausbildung der Stengelblätter bis zur höchsten Entwicklung bezeichnen 23—32. „Die fernere Ausbildung breitet sich unaufhaltsam von Knoten zu Knoten durch das Blatt aus", heißt es in Goethes Schrift, „indem sich die mittlere Rippe desselben verlängert und die von ihr entspringenden Nebenrippen sich mehr oder weniger nach den Seiten ausstrecken. Diese verschiedenen Verhältnisse der Rippen gegen einander sind die vornehmste Ursache der mannigfaltigen Blattgestalten. Die Blätter erscheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeschnitten, aus mehrern Blättchen zusammengesetzt."**) Die höchste Vermannigfaltung der einfachen Blattgestalt zeigt die Dattelpalme, welche 31 f. vorschwebt. „In einer Folge von mehrern Blättern schiebt sich die Mittelrippe vor, das fächerartige einfache Blatt wird zerrissen, abgetheilt und ein höchst mannigfaltiges, mit einem Zweige wetteiferndes Blatt entwickelt". Auf höchst glückliche Weise bildet der Dichter den Uebergang zur gewöhnlichen langsamern

---

*) Hold deutet auf die liebevolle Theilnahme. — Das Licht heißt ewig bewegt, weil es sich mit unendlicher Geschwindigkeit ununterbrochen fortpflanzt. — Zärtesten Bau, im Gegensatz zu den ausgebildeten Blättern, welche Einschnitte, Haare und andere Gefäße auf ihren Flächen zeigen. — In dem Samenkorn lag das Vorbild der ganzen Pflanze, das sich entwickelnd ihre Bildung beginnt, indem das ruhige Leben aus dem Schooße der Erde zum Licht sich empordrängt.

**) Unter dem untern Organ (28), worin die Theile verwachsen vorher ruhten, sind die Kotyledonen gemeint, die 24 das erste Gebild hießen.

Bildung des Blütenstandes (33—38). „Die Stengelblätter fangen an von ihrer Peripherie herein sich wieder zusammenzuziehen, besonders ihre mannigfaltigen äußern Eintheilungen zu verlieren, sich dagegen an ihren untern Theilen mehr oder weniger auszudehnen." Daran schließt sich die Bildung des Kelches (39—43) und der Krone (44—48). „Oft sehen wir diese Umwandlung der Theile schnell vor sich gehn, und in diesem Falle rückt der Stengel von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängt und verfeinert, in die Höhe und versammelt an seinem Ende mehrere Blätter um eine Achse." Daß die Blätter des Kelches dieselben Organe sind, welche sich zu Stengelblättern ausgebildet, zeigt Goethe in seiner Schrift über die Metamorphose. Die Zahl und Gestalt, in welcher die Kelchblätter um die Achse gereiht werden, ist meist beständig, nur bei einigen Pflanzen wechselnd („gezählt und ohne Zahl" 41 f.), welche Abweichungen aber „die Meister der Wissenschaft gleichsam in einen engern Kreis einzuschließen gesucht". „Auf diese Weise also bildete die Natur den Kelch, daß sie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche sie sonst nacheinander und in einiger Entfernung voneinander hervorgebracht hätte, zusammen, meist in einer gewissen bestimmten Zahl und Ordnung um einen Mittelpunkt verbindet. — Wie die Organe im Kelch zusammengezogen werden, so dehnen sie sich nunmehr als Kronenblätter durch den Einfluß reinerer, durch den Kelch abermals filtrirter Säfte, in einem hohen Grade verfeint, wieder aus und bilden uns neue, ganz verschiedene Organe vor. — Es ist eine sehr wahrscheinliche Meinung, daß Farbe und Geruch der Kronenblätter der Gegenwart des männlichen Samens in denselben zuzuschreiben sei." Die dichterische Darstellung übergeht absichtlich manches einzelne, hebt dagegen hervor, wie diese höchste Pracht

der Pflanze, die Blume, sich stufenweise entwickelt („gereiht, Glieder an Glieder gestuft“), wobei die Schönheit der Pflanze als eines in sich vollendeten Ganzen bezeichnet wird. Wie aus der Krone der Blume sich die Staubwerkzeuge entwickeln und die Befruchtung vor sich geht, in der Frucht aber, die wieder das Samenkorn in sich trägt, der Kreis der Entwicklung der einzelnen Pflanze geschlossen ist, stellen 49 — 62 dar. Die zärtesten Formen, die „zwiefach vorstreben, sich zu vereinen bestimmt“, sind die Staubwerkzeuge und der Griffel, die auf der gleichen Stufe des Wachsthums stehen, indem beide aus einer Zusammenziehung in der Blume hervorgehen. Der in der Frucht geschlossene „Ring der ewigen Kräfte“ (59) bezeichnet die „sechs Schritte“, durch welche „die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilen durch zwei Geschlechter vollendet“, wobei Ausdehnung und Zusammenziehung abwechselnd eintreten (Ausdehnung bis zum Stengelblatte, Zusammenziehung zum Kelche, Ausdehnung zur Krone, Zusammenziehung zu den Geschlechtstheilen, endlich die größte Ausdehnung in der Frucht, die größte Zusammenziehung im Samen).*) Die „ewigen Kräfte“ des Lebens ruhen in jedem Samenkorn, das in sich Keim, Wurzel und Blatt trägt (17) und am Ende wieder neue Samenkörner hervorbringt. Wie aus den Kotyledonenblättchen in fortwährender Umgestaltung alle noch so verschiedenen Bildungen hervorgehen, ist bedeutsam (24. 28. 33 f. 40. 45. 49. 59) hervorgehoben.

*) Höchst glücklich ist 56 f. die Befruchtung dargestellt. Goethe stimmte der Meinung bei, daß der in den Staubkügelchen aufbewahrte höchst feine Saft von den Pistillen, an welche die Staubkügelchen sich anhängen, eingesogen werde. Die Vergleichung mit der menschlichen Vereinigung der Geschlechter schwebt schon bei dem „geweihten Altar“ (55) vor.

Nachdem das Gesetz der Umgestaltung lebendig dargestellt ist, wendet sich der Dichter zur Geliebten zurück, deren Blick nun nicht mehr durch das bunte Gewimmel der Blumen des Gartens (vgl. V. 1 f.) sich verwirren lassen werde, vielmehr wird sie jetzt in jeder einzelnen Pflanze bei aller Mannigfaltigkeit dieselbe Umbildung des einen im Samenkorn verborgen liegenden Organs erkennen (63—66). Aber dasselbe Naturgesetz beständiger Umbildung, das sich ihr hier offenbart, wird sie überall wiederfinden, mag sie die Raupe kriechen, den Schmetterling dahin fliegen, den Menschen, an dem die Bildsamkeit so sichtbar zu Tage tritt, in den verschiedenen Lebensaltern sich ändern sehn (67—70).*) Mit feiner Anmuth wendet sich der Dichter zu der innigen Geist- und Herzensverbindung mit der Geliebten, welche sich auch aus einem Keime zur vollendetsten Liebe, der sie sich heute freuen, entwickelt hat (71—76), und so schließt er mit dem Preise der reifsten Frucht ihrer Liebe in gleichstimmiger Gesinnung und Anschauung, welche uns ein höheres geistiges Leben erschließt (77—80).**)

7. Epirrhema.

Ohne Ueberschrift zuerst im zweiten Hefte Zur Morphologie auf dem ersten Bogen unmittelbar hinter den orphischen Urworten (10).***) Der Anfang des erst im März 1820 im Drucke

*) „Die bestimmte Gestalt." Die menschliche Gestalt ist die ausgeprägteste von allen.

**) 73. „Aus unserm Innern", indem sie im Keime darin lag. Ob das in der dritten Ausgabe absichtlich Aenderung sei, läßt sich nicht bestimmen. — Blüten und Früchte (74) sind eben die mannigfaltigen Gestalten, welche die ewig gestaltende und umgestaltende Natur ihrer Neigung verliehen hat (75 f.). Stillentfaltend ist als nähere Bestimmung der Entwicklung der Natur zu fassen.

***) Hier stand V. 3 drinne statt drinnen, 8 richtiger Lebendges statt Lebendiges.

vollendeten Heftes war schon im vorigen Jahre gedruckt. Unter den „herrlichen Gedichten aus der Morphologie“, die Goethe am 5. Oktober 1819 dem Kanzler Müller in Jena vorlas, waren auch wohl unsere Verse. Die Ueberschriften Epirrhema und Antepirrhema (Gedicht 9) nahm Goethe sammt Parabase (Ged. 3) aus der alten attischen Komödie, wo sie die beiden nach der Strophe und Gegenstrophe des Chores eintretenden Rezitative, meist aus 16 trochäischen Tetrametern, bezeichnen, welche auf die Parabase folgen. — Der erste Spruch lehrt, man dürfe nicht Inneres und Aeußeres als von einander unabhängig betrachten, da alles aus einem Keime folgerecht sich entwickle. Dieses sei ein heiliges, offenbar allen, die sehn wollen, vorliegendes Naturgesetz.*) Vgl. unten 21. 22. — Im zweiten Spruche heißt es, nichts bleibe immer dasselbe; alles verändert sich, ist in jedem Augenblicke eine der wechselnden Entwicklungen des zu Grunde liegenden Keimes. Der wahre Schein ist die augenblickliche Erscheinung, das ernste Spiel, die fortwährende Umgestaltung. Auf den Abtheilungstitel in seiner Morphologie „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ hatte Goethe das Wort Hiobs gesetzt: „Siehe, er geht vor mir, ehe ichs gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ichs merke.“

8. Metamorphose der Thiere.

Schon in der ersten Auflage wurde von mir die Bemerkung in Goethes Kalender zum 10. November 1806 mitgetheilt: „Hexameter zur Morphologie“, die auf eine frühere Fassung unseres Gedichts zu deuten scheint. Goethe las dieses am 5. Oktober 1819 dem Kanzler Müller aus dem zweiten Hefte Zur Morphologie vor; er hatte es wohl in diesem Sommer zu

*) Zu öffentlich Geheimniß vgl. oben S. 313**.

Karlsbad vollendet. Es findet sich auf dem siebenten Bogen des aus 10 bestehenden Heftes nach dem „ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie ausgehend von der Osteologie (Januar 1795)“ unter der großgedruckten Ueberschrift ἀϑροισμός.*) In der Ausgabe letzter Hand findet sich die wohl aus der Sammlung von 1822 (vgl. oben S. 640) stammende Ueberschrift, bei der der Gleichheit wegen (vgl. V. 6) die hätte vorgesetzt werden sollen.**)

Der abweichende Ton von der Metamorphose der Pflanzen (Ged. 6) tritt auch in der abweichenden Versform hervor. Goethe wählte hier Hexameter, deren sich die ältesten philosophischen Dichter der Griechen bedient. Nicht an die Geliebte wendet sich unser Gedicht, sondern an einen Kreis Eingeweihter, welche er jetzt in den höchsten Grad aufnimmt, der in den eleusinischen Mysterien der der Epopten (Schauenden) war. Der meist glücklich durchgeführte Ton ist ernst würdig, bei aller fast nüchternen Einfachheit anschaulich und treffend bezeichnend. Der Anfang deutet auf die vorhergegangene Vorbereitung der Einzuweihenden hin (also bereitet)***); die Mittheilung wird als ein Heranheben zum Gipfel der Erkenntniß bezeichnet. V. 3—11 erscheint die Natur als die ihre Gaben nach dem Bedürfniß

*) Das Wort bezeichnet Sammlung, Anhäufung. Man könnte denken, Goethe wolle damit die jedem einzelnen Thiere verliehene Bildungskraft als eine Totalität (vgl. unten zu V. 12—24) dem Sinne des Wortes zuwider bezeichnen, oder er habe es auf geistige Sammlung übertragen.

**) Druckfehler der Quartausgabe sind V. 6 bestimmt statt bestimmte, 8 angemessene statt ungemessene, die später fortgepflanzt wurden. Statt des Komma nach 53 hat die Ausgabe letzter Hand richtig Punkt gesetzt.

***) Irrig denkt Viehoff daran, „daß man seine Betrachtungen über die Metamorphose der Pflanzen, der Insekten u. s. w. durchgemacht habe“.

ihrer Kinder reich ausspendende, doch weiter um sie unbesorgte Mutter, die alle frei nach ihrer Lust umherschweifen und das Nöthige sich selbst suchen läßt. Weshalb sie um ihre Geschöpfe unbesorgt sein dürfe, sprechen 6 ff. aus. Die beiden Bestimmungen, die sie traf, bestehen in der Beschränkung der Bedürfnisse bei den einzelnen Thieren und in der reichlichen Darbietung der Mittel zu deren Befriedigung. Daran knüpft sich lose die Bemerkung, sie könne deshalb unbesorgt sein und brauche sich nicht weiter um sie zu kümmern (sie zum Genusse des Lebens zu erziehen).*) Jetzt erst kommt der Dichter auf den eigentlichen Gegenstand des Gedichtes, die Gesetzmäßigkeit der Form, die auch bei den seltensten Erscheinungen dem zu Grunde liegenden Typus gemäß sei (12—32). Jeder Theil entspricht dem Typus und ist nach dem Charakter des einzelnen Thieres gebildet, so daß bei ihm alles zweckmäßig ist und in innigster Uebereinstimmung steht (12—24). In dem schon genannten ersten Entwurf heißt es: „Wir denken uns das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegeneinander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehn. — Das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen."**) Hieran

*) 9. Und (vor ruhig), im Sinne von und so, weshalb auch das die Dauer bezeichnende Präsens folgt.

**) 15. Die seltenste Form, die auffallendste Bildung eines Thieres. — Das Urbild, den Typus, der schwer zu erkennen ist (bewahrt im Geheimen). — 16—21 führen den Satz V. 13 in zwei Beispielen aus. 22—24. Durch diese zweckmäßige Einrichtung ist jedes Thier zu vollem Wohlsein gebildet.

schließt sich 25—32 der Gedanke, daß durch die äußere Gestalt die Lebensweise des Thieres bestimmt wird, wie auch umgekehrt die Lebensweise auf die Bildung der Gestalt wirkt. Auch äußere Verhältnisse, elementare Kräfte (äußerlich wirkende Wesen) ändern die Gestalt, aber der allgemeine Typus des Thieres bleibt bestehn, der sich nur dem innern Keime gemäß entwickeln kann und in diesem Gesetz und Schranke findet, über welche die Natur selbst nicht heraus kann. In dem ersten Entwurf heißt es nach der angeführten Stelle: „Die verschiedenen elementaren Naturkräfte wirken auf den Typus des Thiers ein, und er muß den allgemeinen äußeren Gesetzen bis auf einen gewissen Grad sich gleichfalls fügen." *) Daß trotz aller scheinbaren Willkür im einzelnen das Gesetz einer bestimmten Schranke herrsche, führen 33—49 aus.**) Im ersten Entwurf heißt es: „Keinem Theil kann etwas zugelegt werden, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt. Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben;

*) 29 befindet für findet. — Die Thiere sind edlere Geschöpfe, insofern das Thierreich die höchste Stufe der drei Naturreiche ist. — 30. Heilig, weil von der ewig waltenden Natur angeordnet. — 31. Kein Gott, nach antiker Vorstellung, wie auch sonst bei Goethe ein Gott steht, nur fällt es auf, daß die Natur dem Gott entgegengesetzt und ihr das Ehren der Grenzen zugeschrieben wird, die sie doch selbst gesetzt hat. Aber vgl. zu Ged. 9 S. 666.

**) Störend ist, daß 33 ganz gleich mit 29 beginnt. — 35. Das Wollen steht nach Willkür etwas sonderbar für den Bildungstrieb.

was er auf jedes wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genöthigt, an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen."

Wie in der Metamorphose der Pflanzen schließt der Dichter auch hier mit einer allgemeinen Beziehung und der Anwendung auf den Menschen (50—61). Die in der thierischen Welt als unverbrüchliche Satzung gefundene Verbindung von Gesetz und Freiheit*) ist die Lehre, welche die Muse hier verkündet.**) Vgl. Epigrammatisch 1, 14. Einen höhern Begriff gibt es für den geistigen Menschen überhaupt nicht; dieses Gesetz ist das höchste, was die Sittenlehre, das Leben, der Dichter und auch der Herrscher aufzustellen vermag. Der Mensch aber darf sich freuen, daß er, das höchste aller Geschöpfe der Natur, diesen ihren größten Gedanken zu erkennen vermag. Der Dichter schließt mit der Aufforderung, dieses Gesetz der Thierbildung in unablässiger Betrachtung der einzelnen Erscheinungen zu verfolgen und der Muse zu glauben, daß das, was er dort zu sehn glaube, reine Wahrheit sei.

9. **Antepirrhema.**

In demselben Hefte Zur Morphologie, wie Ged. 7, auf dem zweiten Bogen gedruckt am Ende der kurzen Bemerkung Bedenken und Ergebung und mit den Worten eingeleitet: „Deshalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre

---

*) Der Dichter bezeichnet diesen Gegensatz auf vierfache Weise vom Gesichtspunkte der Macht, des Wollens, der Selbstbestimmung und der Ordnung, in welcher Vorzug und Mangel das Gleichgewicht halten.

**) Harmonisch deutet auf den Rythmus, der sanfte Zwang auf die leichte dichterische Darstellung im Gegensatz zur streng wissenschaftlichen.

der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechslung erneuern." Das alte Liedchen ist die Aeußerung des Mephistopheles in der Schülerszene des Faust über das collegium logicum. Die Ueberschrift erhielt es gleichzeitig mit Ged. 7. Aus der Stelle des Faust sind nur V. 3—7 genommen, wo am Anfange Wo statt Wie und 5 ungesehen statt sich begegnend steht. Goethe benutzt diese, um das Ineinanderwirken Gottes, des „ewigen Meistermanns", und der Natur zu bezeichnen. In den dem Gedichte vorangehenden Bemerkungen heißt es: „Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zu Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge." Hier wird neben der Natur, die von Ewigkeit den Zettel des Gewebes so angelegt, Gott als Weber gedacht. Vgl. S. 664*.

10. Urworte. Orphisch.

Am Ende des Jahres 1817 entworfen und wohl im nächsten Frühling vollendet. Vgl. B. I, 356 f. 360. Zuerst im Herbst 1819 gedruckt am Anfange des zweiten Heftes Zur Morphologie (vgl. zu Ged. 7), darauf im folgenden Jahre in Kunst und Alterthum II, 3 mit einigen Aenderungen*) und auf den Wunsch von Freunden mit Erläuterungen versehen (jetzt im dritten Bande der Werke), „damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer

*) Hier wurden zu den griechischen Namen in den Ueberschriften zuerst die deutschen hinzugefügt, dann Str. 1, 6 das ursprüngliche „Das ändern nicht Sibyllen, nicht Propheten" in „So sagten schon Sibyllen, so Propheten" geändert, 8 Macht statt Kraft geschrieben.

reinen Erkenntniß übergeben sei". Er habe hier, heißt es weiter, was von ältern und neuern orphischen Lehren überliefert worden, zusammenzudrängen, poetisch, kompendios, lakonisch vorzutragen gesucht. In der Ausgabe letzter Hand wurden die Stanzen mit ein paar Aenderungen nach Kunst und Alterthum abgedruckt.*) Schon in der ersten Auflage habe ich auf die von Knebel 1789 zu dem Geburtstage der Frau von Schardt am 23. November gedichteten Verse hingewiesen, in welchen als die vier besondern Mächte, welche den Menschen „nach einem alten Spruche der Weisen" durchs Leben geleiten, der Dämon, das Glück, die Liebe und die Noth dargestellt werden. Knebels Sammlung kleiner Gedichte (1815) brachte sie unter der Aufschrift Nach dem Griechischen. Ursprünglich waren die Strophen Knebels mit den vier griechischen Namen überschrieben. Goethe muß sich dieses Gedichtes bei unsern als fünfte Macht die Hoffnung hinzufügenden Urworten erinnert haben, die er in den Annalen in das Jahr 1817 versetzte. Damit stimmt es, daß er am 9. Oktober 1817 an Knebel schreibt: „Durch Hermann, Creuzer, Zoëga und Welcker bin ich in die griechische Mythologie, ja bis in die orphischen Finsternisse gerathen." Er las damals Hermanns Abhandlung de Mythologia Graecorum antiquissima, Creuzers „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen", die „Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogomie" von Hermann und Creuzer**) und die von Welcker mit Anmerkungen herausgegebenen Abhandlungen Zoëgas, wonach er seine Ansicht über die älteste griechische

---

*) Statt Edelste Str. 3, 8 ist richtig edelste, Str. 5 durch alle statt nach allen, nach Str. 2, 4 und Str. 5, 4 statt Punkt Doppelpunkt gesetzt.

**) Schon am 1. October 1817 sprach Goethe seinen Dank dafür Creuzer aus. Dieser hatte ihm bereits vor zwei Jahren seine Symbolik überreicht.

Naturanschauung sich bildete, die man als orphisch nach den Angaben der Alten bezeichnete, wie wenig auch daran gezweifelt wurde, daß das, was unter dem Namen des Orpheus geht, und die als orphisch bezeichneten Gedichte und Gedichtreste späterer Fassung angehören. Goethe fühlte sich angezogen, die Naturanschauung des frühesten Alterthums, besonders die „uralten Wundersprüche über Menschenschicksal", auf seine Weise sich auszubilden, wobei er mit großer Freiheit verfuhr, aber sich zugleich des knebelschen Gedichtes erinnerte, das ihm gleichsam den äußern Gliederbau dazu lieferte. Wenn er am 21. Mai 1818 das Gedicht an Boisserée sandte, so hat Ad. Stahr daraus irrig geschlossen, es sei eben an diesem Tage erst geschrieben, woraus er denn eine völlig verfehlte Beziehung der Verse auf Mina Herzlieb folgerte, deren Geburtstag der 21. Mai war. Wie es Goethes Sitte war, so schickte er diesmal dem Freunde eines seiner neuesten, ihm wichtig scheinenden Gedichte, unter welches er das Datum der Absendung setzte. Wir verweisen im allgemeinen auf Goethes eigene Auslegung und die Ausführungen von Carus „Goethe. Zu dessen näherm Verständniß" S. 179 f. und von Rosenkranz in der Psychologie S. 50. In der orphischen Kosmogonie kommt die *'Ανάγκη* als persönliche Adrastea vor, die sich mit der nimmer alternden Zeit oder mit dem Demiurgos verbindet, aus welcher Verbindung die *Εἱμαρμένη* hervorgeht. Letztere kennt auch Plato als Tochter der *'Ανάγκη*. Der orphische Eros heißt Phanes, dessen wunderlicher Mythos Goethe keinen weitern Stoff bot. In den orphischen Argonautika werden als uranfängliche Wesen „des alten Chaos schreckliche Noth" (*'Ανάγκη*), Kronos, der Aether und der „zwittergestaltete, feuerblickende ruhmvolle Eros, der ewigen Nacht berühmter Sohn, auch Phanes genannt", aufgeführt. Eros als Weltbildner war den ältesten

Kosmogonien und philosophischen Anschauungen geläufig, aber in dieser Weise konnte Goethe ihn ebensowenig brauchen als die orphische *'Ανάγκη*, wogegen der spätere Eros, wie er auch in einem orphischen Hymnus erscheint, und die selbst den Göttern unwiderstehliche *'Ανάγκη* des Pittakos (Diog. Laert. I, 77), des Plato und der Tragiker (auch Pythagoras kannte eine die Welt umlagernde *'Ανάγκη*) seinem Zwecke entsprachen. Die Göttin Tyche, die Plato als älteste der Parzen bezeichnet, nahm Goethe in dem bei den Griechen gangbaren Sinne, den in der orphischen Lehre und im ganzen griechischen Alterthum so bedeutend hervortretenden Dämon als Genius, in der Weise, wie ihn Creuzer auffaßt, wenn er sagt: „Das eigentliche Sein und Wirken jedes Wesens ist sein Genius (*δαίμων*)." Heraklit sagte (Stob. CIII, 23), der Charakter des Menschen sei sein *δαίμων*. So baute sich Goethe die in unsern Urworten dargestellte Vorstellung des Menschenlebens aus, indem er noch die von den Dichtern seit Hesiod und von ihm selbst (vgl. vermischte Ged. 11, 71 ff. und die Elpore seiner Pandora) gefeierte Hoffnung hinzufügt. Das in Stanzen geschriebene Gedicht (diese Reimform hatte er noch in diesem und dem vorigen Jahre gebraucht. vgl. B. I, 348. 354) schlägt einen ernsten mystischen Ton an.

In Stanze 1 spricht sich die uns verliehene Individualität aus, die wir nicht zu ändern vermögen.*) — St. 2. Neben

*) Gruß der Planeten, von dem Aspecte, dem die Astrologen große Bedeutung beilegten. — 3. Statt bist sollte es eigentlich warst heißen, dagegen bist nach und stehn. — Antreten, vom Eintreten in die Welt. — 5. Dir, deinem eigenen Wesen. — Sibyllen, Propheten, sprichwörtlich, von uralter Weisheit. Im Kirchenliede dies irae wird David cum Sibylla genannt. Bei der Lesart Das ändern nicht wurden beide als Bestimmer des Menschengeschicks gedacht. — 7. Zerstückelt, von der Aenderung des Wesens. Goethe hatte die Ueberzeugung, daß der Mensch „keine Faser" an sich ändern könne.

diesem Feststehenden wird die Wirkung der zufälligen Umstände hervorgehoben, die ihren Einfluß auf die Entwicklung üben. Sie können das Feststehende nicht ändern, aber, da sie mit und um uns wandeln, auf dessen Gestaltung Einfluß gewinnen. Als Zeichen der Tyche hatte Goethe schon Ende 1776 einen Kubus, der auf das feststehende Wesen deutet, mit einer den Wechsel andeutenden Kugel in seinem Garten aufzustellen gedacht, was er im folgenden Jahre ausführte. Vgl. Ged. 8, oben S. 664 f. V. 3 f. wird die Bedeutung des Umgangs hervorgehoben, wogegen V. 5 f. sich auf die wechselnde Gunst und Ungunst des Schicksals beziehen, unter welcher wir die Jugendjahre hinbringen.*) 7 f. Noch entbehrt das Leben des heranwachsenden Jünglings einer ihn treibenden Leidenschaft, die sein Herz (die Lampe) entzündet. — Bei St. 3 schwebt der bei der Schaffung der Welt thätige Eros der Orphiker vor, der die sondernde, bindende und zusammenhaltende Macht der Welt ist, die aus dem Chaos sich emporgeschwungen. An einem heitern Frühlingstag herangeflogen, ergreift er während desselben („den Frühlingstag entlang") Geist und Herz („Stirn und Brust"); nur langsam („bald fliehend, bald wiederkehrend") bemächtigt er sich ganz unserer, daß wir der Liebe Lust und Leid empfinden. Manche flattern von einer Schönen zur andern hin, während die edlen Seelen sich ganz *einer* widmen. — St. 4 deutet auf die ernste Nothwendigkeit,

---

*) Auffallend und bisher von niemand erklärt ist „bald hin- bald wiederfällig". *Hinfällig* im gewohnten Sinne kann nicht gemeint sein, es muß heißen „uns zufallend, günstig", *wiederfällig*, zuwiderlaufend, widerwärtig, wonach denn *widerfällig* zu lesen; denn an *hin und wieder* ist nicht zu denken, da man dann *ist es hin- und wiederfällig* erwartete. — *Durchtandeln* (wie es dem Reim zu Liebe heißt) von dem tändelnden Genusse des noch des rechten Gehaltes entbehrenden Lebens.

die den geschlossenen Liebesbund bedrängt. Wir sind hier wieder auf das Schicksal hingewiesen. Wir können nicht mehr, wie wir wollen („Vor dem Willen schweigt die Willkür stille"); Bedingung, Gesetz und aller (einzig entscheidender) Wille ist das Wollen außer uns, das für uns zwingend ist (wir sollen; von freiem Wollen ist nicht mehr die Rede). Dem Liebsten müssen wir schweren Herzens als uns nicht bestimmt entsagen (es wird „vom Herzen weggescholten"), unsern Willen und alle damit oft verbundene Grillen der Nothwendigkeit unterwerfen. So finden wir denn im Familienleben, in welchem wir wahrhaft frei zu herrschen glaubten („scheinfrei"), uns beschränkter, als wir früher als Jünglinge waren, da es nicht allein unser eigenes Schicksal gilt, sondern auch das der Familie, welche uns ans Herz gewachsen. — Die letzte Stanze führt aus, daß, wie starr auch das Schicksal uns entgegenstehn möge, die Hoffnung uns nie verläßt, von aller uns bedrängenden Noth befreit zu werden.*) Das Bild, welches der Dichter hier vom Leben entwirft, ist unendlich verschieden von dem Vermischte Ged. 44, 11 ff. und in Schillers Idealen. Der Jüngling, den unsere Urworte sich denken, genießt heiter das Leben, ohne von idealer Glut hingerissen zu werden.

---

*) Mag sie auch felsenfest, mit der ewigen Dauer von Felsen, als eine eherne Mauer (Hor. epist. I, 1, 60) uns entgegenstehn, es öffnet sich eine Pforte, die uns aus dieser Mauer herausführt. — 4. Die Hoffnung, die sich nicht zurückhalten läßt („ungezügelt"), fliegt heran und erhebt uns aus dem Dunkel, das uns umfangen hält. Auf ihren Flügeln fliegen wir mit ihr, die überall hin sich wenden kann, und mit einemmal haben wir die uns bedrängende Zeit hinter uns. Die Verbindung ist hier sehr frei. — 6 muß nach uns Semikolon stehn. — 7 ist als parenthetischer Satz zu fassen, 8 schließt sich anakoluthisch an. Sobald sie nur die Flügel regt, liegt die Noth wie eine entschwundene Ewigkeit hinter uns. Aeonen, wie Epigrammatisch 97, 7.

11. Atmosphäre.

Im November 1821 im vierten Hefte Zur Naturwissenschaft als Einleitung zu Howards Ehrengedächtniß (Ged. 11) gedruckt und zum Zwecke des dortigen Abdrucks nebst englischer Uebersetzung der auf Howard bezüglichen Gedichte geschrieben. Die Verse bezeichnen, daß Goethe, wie er einmal sagt, die meteorologische Terminologie des Engländers Luke Howard mit Freuden aufgenommen, weil sie ihm einen bis dahin vermißten Faden dargereicht habe. „Wie sehr mir die Formung des Formlosen, ein gesetzlicher Gestaltenwechsel des Unbegränzten erwünscht sein mußte", bemerkt er anderwärts, „folgt aus meinem ganzen Bestreben in Wissenschaft und Kunst." Die Schwierigkeit, unendlich Großes zu fassen, spricht hier ein anderer aus, worauf der Dichter in der zweiten Strophe erwiedert, dazu bedürfe es zuerst genauer Unterscheidung, dann inniger Verbindung des Zusammengehörenden, in welcher Beziehung er Lukes Bezeichnung der Wolkenbildungen preist.

12. Howards Ehrengedächtniß.

Goethe setzte das Gedicht „auf das Ersuchen londoner Freunde"*) im Sommer 1821 den folgenden schon vorher unter dem Namen Howards Ehrengedächtniß erschienenen Strophen vor. Vgl. B. I, 375. Es erschien noch in demselben Jahre mit einer englischen Uebersetzung und den gleichfalls mit einer solchen versehenen Strophen 13—16 und einer von dem englischen Uebersetzer**) hinzugefügten treffenden Erklärung unseres Gedichtes

*) Es sind wohl Joh. Christian Hüttner, Uebersetzer beim Departement des auswärtigen Amtes zu London, des Großherzogs literarischer Correspondent, und G. H. Nöhden, Angestellter beim britischen Museum, gemeint.

**) Der Uebersetzer war wohl Nöhden, der frühe Schillersche Dramen und 1821 Goethes Abhandlung über da Vincis Abendmahl übersetzt und erläutert hatte.

im vierten Hefte Zur Naturwissenschaft. Den sechsten Bogen dieses Heftes, auf dem es steht, sandte Goethe schon den 28. November 1820 an Schultz. Die drei in drei oder vier Reimpaaren gedichteten Strophen aus fünffüßigen Jamben bezeichnen glücklich das Verdienst, welches Howard sich dadurch erworben, daß er die formlosen, in einander fließenden Gestalten der Wolkenbildung unterschieden und trefflich benannt. Die erste Strophe spricht den ewigen Wechsel der Wolkengestaltung in der Personifikation des indischen Gott der Verwandlungen Kamarûpa, (wörtlich nach Lust sich gestaltend) aus, dem auch die Wolkenbildung zugeschrieben wird. Goethe kannte ihn als Wolkengestalter aus dem Gedichte Meghadûta (Wolkenbote) von Kalidâsa, in welchem „ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag gibt, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen". Diese durch herrliche Naturschilderungen ausgezeichnete lyrische Dichtung, deren freie englische Uebersetzung von Wilson Goethe schon 1817 kennen gelernt hatte, die ihm aber vier Jahre später durch Kosegartens genaue Verdeutschung des Anfanges noch näher gebracht worden war, schwebt auch im folgenden vor. Die Wolkengestalten werden zunächst dem Zusammenziehen und Ausbreiten seines Schleiers zugeschrieben, dann die Bildung und Ausbreitung von Wolken und deren Verschwinden als wechselnde Laune dargestellt, wie ja auch bei den Griechen Götter sichtbar erscheinen und verschwinden können. Die zweite Strophe bezeichnet anknüpfend an Kalidâsa, wie man in den Wolkenerscheinungen verschiedene Thiergestalten und andere Erscheinungen

zu sehn glaubt, indem die Einbildungskraft den ungewissen Formen bestimmte Gestalten gibt. Der Schluß knüpft wieder näher an den Wolkenboten des Kalidâsa an, den der indische Höfling nach dem Norden sendet, wo seine Liebe wohnt.*) Diesem willkürlichen Schaffen der Einbildungskraft tritt in der dritten Strophe die wissenschaftliche Unterscheidung und Bezeichnung Howards entgegen. Mit reinem Sinne, indem er die Gestalten gegeneinander hielt und unterschied, hat Howard eine neue, fruchtbare Lehre aufgestellt, indem er das in dem Wechselnden Feststehende ergriff; das Unbestimmte hat er bestimmt, indem er das Zufällige von den einzelnen Gestalten löste, das Gleiche festhielt, und durch treffende Bezeichnung die Einsicht gleichsam verkörperte. Der vorletzte Vers deutet, wie schon der Erklärer in Goethes Zeitschrift bemerkt, die vier Wolkengestalten, Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus, glücklich an. Vgl. dazu die Worte des Astrologen im Faust (im Rittersale) „Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart".

13—16. **Stratus. Cumulus. Cirrus. Nimbus.**

Zuerst auf dem schon im August 1820 gedruckten zweiten Bogen des dritten Heftes Zur Naturwissenschaft unter der

*) Statt nun (1) erwartete man eher da oder ohne jede Anknüpfung es. — Zu „Kameeles Hals, zum Drachen umgewandelt" (3) ist aus wogt ein allgemeines Zeitwort, wie erscheint, zu denken. — Auch ein ganzes Heer von Kriegern glaubt man zu sehn, das nach einem Felsen zu ziehen scheint, aber dann auf einmal verschwindet, wie auch die gewaltige Lufterscheinung, welche der Liebende als Boten der Geliebten sendet, sich auflöst. Der Erklärer und Uebersetzer in Goethes angeführtem Hefte bemerkt, es werde hier die Funktion der menschlichen Einbildungskraft vorgetragen, welche nach eingeborenem Trieb allem ungebildeten Zufälligen jederzeit eine nothwendige Bildung zu geben trachtet, welches wir denn auch daran erkennen, daß sie sich die Wolken „gern als Thiere, streitende Heere, Festungen und dergleichen denkt, wie solches Shakespeare einigemal glücklich benutzt hat".

zusammenfassenden Aufschrift Howards Ehrengedächtniß, welche der Dichter später Ged. 12 gab.*) Die „Chronologie der Entstehung goethescher Schriften" setzt die Strophen in das Jahr 1817 und zugleich die „Wolkenbildung" (wohl der Aufsatz „Wolkengestalt nach Howard"), aber die Angaben der „Chronologie" sind häufig unzuverlässig.**) In den Annalen erwähnt Goethe die Howardische Wolkenbildung, die über seiner ganzen naturwissenschaftlichen Beschäftigung geschwebt, schon unter dem Jahre 1815. Im folgenden „ward Howards Wolkenterminologie fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewandt". Unter dem Jahre 1817 gedenkt er der versuchsweisen Eintragung der Wolkenformen auf die atmosphärische Höhentafel, 1818 der sorgfältigen Beobachtung der charakteristischen Wolkenerscheinungen nach Howard. Dagegen nennen die Annalen unsere vier Strophen erst unter dem Jahre 1821. Sie scheinen im Frühling 1820 gedichtet. Die zu ihrer Erläuterung dienende Ausführung von Howards Terminologie ward erst später dem im genannten Hefte erschienenen Aufsatze „Wolkengestalt nach Howard" eingeschoben. Die vier Strophen hängen eng zusammen; die übergesetzten Namen sind dabei ohne besondere Bedeutung, da in den Strophen selbst keine Rücksicht darauf genommen wird. Die Zahl der Reimpaare der Strophen wechselt nach Bedürfniß. — 13. Stratus. Goethe bemerkt in der angeführten Erklärung, nachdem er bemerkt, so hießen alle zunächst auf die Erde sich beziehenden Wolken: von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf

---

*) Hier steht 13, 6 Erquickt, wofür beim zweiten Drucke im vierten Hefte Erquickt' eintrat, was richtiger Erquickt- hieße. Den Absatz nach 6 habe ich zuerst weggeschafft.

**) In der Quartausgabe ist als Zeitbestimmung von 12—16 „1817 und 1821" angegeben, wofür wenigstens „1821 und 1817" stehn müßte.

oder von feuchten Wiesen erhebe und darüber eine Zeitlang schweben bleibe, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedeckten, könne alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Bei dem Nebel verweilt er hier länger, um die angenehme gespenstige Erscheinung zu bezeichnen, wenn der Mond zugleich auf den Wasserspiegel scheint.*) Der Schluß deutet darauf, daß diese Nebelwolken bald als Regen zur Erde fallen, bald als Wolken höher steigen, wodurch der Dichter den Uebergang zur folgenden Wolkengestalt gewinnt.**) — 14. Cumulus. Der Anfang knüpft an den Schluß von 13 an, dann wird die selbständige Gewalt derselben herrlichen geballten Erscheinungen hervorgehoben (daß sie ihre eigene Bewegung verfolgen, wird nicht ausdrücklich bezeichnet) und zum Schlusse angedeutet, daß sie oft Gewitter herbeiführen, worin sich denn gleichfalls ihre Macht darstellt. — 15. Cirrus. Wenn sie aber nicht in Gewittern sich entladen, dann „wird der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höhern Luftregionen zugeführt. Wenn diese leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, werden sie Cirrus genannt.“ Dem Cirrus gibt der Dichter die Freude, sich von der starren Erde erlöst zu fühlen. Der Schluß deutet auf den Gegensatz des auf Erden entstandenen trüben Nebels zu den leichten Flocken, die „zufällig und seltsam durch die höhere Atmosphäre streichen“ und endlich sich auflösen,

*) Störend ist des Erscheins für der Erscheinung; besser wäre eine nähere Bezeichnung des Wallens, etwa „dem dunstigen Wallen sich vereint“. Der englische Uebersetzer hat einfach mingling there, dagegen den Mondschein näher bezeichnet (her shadowy beams).

**) Vor so 8 ist der Deutlichkeit wegen Semikolon zu setzen. — Dem Reim zu Liebe folgt auf geneigt statt des Infin. ein Satz mit ob, als wenn ein Wort des Zweifelns voranginge.

was als Gelangen zum unsichtbaren Vater im Himmel bezeichnet wird, in dessen Schooß und Hand sie ausruhen. — 16. Nimbus. „Mit diesem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird." Hier erhalten wir den Gegensatz zu 14. Statt daß die Wolken als Schäfchen von der obern Atmosphäre angezogen werden, zieht die Erde einen mächtig geballten Cumulus an sich und es erfolgen die schon oben zum Beweise der „Machtgewalt" desselben erwähnten Donnerwetter. Die Anziehungskraft der Erde trägt selbst die Schuld, daß diese Wolken in wüthendem Wetter auf sie herabstürzen. Aber bei diesem Bilde vom Geschicke der thätig leidenden Erde sollen wir den Blick wieder erheben und der Geist sich zu seiner Heimat, dem Himmel, emporschwingen, während des Dichters Rede auf die Erde zurückgekehrt ist, da sie den wirklichen Verlauf der Wolkenbildung beschreiben muß. V. 7 ist freilich äußerst wunderlich in Folge der Reimnoth gerathen. Der englische Uebersetzer hat sich mit großer Freiheit aus der Klemme gezogen; denn er schließt:

Sad destiny of the troubled world! but see,
The mist is now dispersing gloriously:
And language fails us in its vain endeavour —
The spirit mounts above, and lives for ever.

17. Wohl zu merken.

Zuerst im vierten Hefte Zur Naturwissenschaft (vgl. zu Ged. 12) nach den mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung gedruckten Gedichten 12—16 und dem prosaischen Zusatze Goethe zu Howards Ehren, ohne Ueberschrift, auf einer

besondern Seite.*) Die Verse sollen bezeichnen, daß man freilich wissenschaftlich die verschiedenen Erscheinungen unterscheiden müsse, aber den lebendigen Begriff, die Idee derselben, wie die eine Form in die andere übergehe, uns nur das Anschauen selbst gebe, die auch die Darstellung des Malers und Dichters verlange. In dem Aufsatze Wolkengestalt nach Howard bemerkt Goethe, er sei, nachdem er Howards Terminologie und Darstellung sich zu eigen gemacht, sogleich wieder an die Natur gegangen und habe die verschiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden gesucht. Dadurch, daß er bei seiner alten Art verblieben, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwicklung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten, sei er ganz allein zur lebendigen Uebersicht gelangt, aus welcher ein Begriff sich bilde, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen werde.**) Die Vermittlungen des Strato-cumulus, Cirro-cumulus und Strato-cirrus hat Goethe in 13—16 übergangen, wie er auch die von ihm selbst hinzugefügte Wolkengestalt Paries, die Brandis annahm, nicht bezeichnete.

18—20. Was es gilt. Herkömmlich. Gesetz der Trübe.

Von den drei auf die Farbenlehre bezüglichen Stücken finden sich von 18 die vier ersten Pfingsten 1817 gedichteten Verse im ersten in demselben Jahre gedruckten Hefte Zur Naturwissenschaft auf dem Abtheilungstitel „Zur Farbenlehre“, die zehn

*) Hier stehen V. 3 f. verleihen, erfreuen, wofür man seit der Ausgabe letzter Hand verleihn, erfreun wohl durch Versehen liest, obgleich auch in der in der Reimfolge abweichenden zweiten Strophe ein männliches Reimpaar steht. Trochäen lassen sich auch V. 2 und 12 leicht durch lebendge und luftge herstellen.

**) Folgeleben (4), lebendige Folge. — 12. Maler und Dichter fühlen das klar Angeschaute und bilden (gestalten) es sodann.

folgenden auf dessen Rückseite, beide ohne Ueberschrift, das jetzt Herkömmlich überschriebene Gedicht in dem im Herbst 1821 gedruckten vierten Hefte Zur Naturwissenschaft auf dem Abtheilungstitel „Chromatik", das am 21. Februar 1827 geschriebene Gesetz der Trübe am Ende von Kunst und Alterthum IV, 1, mit der Ueberschrift Warnung, eigentlich und symbolisch zu nehmen. Die Ausgabe letzter Hand brachte nur 18 und 19 unter unserer Abtheilung; 20 gab die Quartausgabe ohne Ueberschrift in unserer Abtheilung an zweiter Stelle, vor 18 und 19. Erst die Ausgabe in vierzig Bänden hat es hier mit der jetzigen Ueberschrift.*)

Was es gilt. Wie die vier ersten Verse die Aufgabe des redlichen, treuen und dadurch wirklich förderlichen Naturforschers bezeichnen, so sprechen die folgenden zehn durch das Kapitel über die entoptischen Farben in Biots Physik hervorgerufenen den frohen Muth, an der wahren Farbenlehre trotz allen die Natur verkehrenden Hirngespinsten festzuhalten, entschieden aus. Die beiden ersten Verse gehen auf Newtons Herleitung der Farben aus der Lichtbrechung, 3—6 auf Biots Polarisation des Lichts. „So hatte man denn", heißt es 1817 in den Annalen, „nach falscher Analogie eines Magnetstabs das Licht auch in zwei Pole verzerrt, und also, nicht weniger wie vorher, die Farben aus einer Differenzirung des Unveränderlichsten und Unantastbarsten erklären wollen." Vgl. unten S. 680*.

Herkömmlich. Die allgemein gestattete Freiheit, daß jeder seine ihm zur Ueberzeugung gewordene Ansicht lehre, nimmt

*) Den durch die Quartausgabe V. 4 eingeführten Druckfehler Bilden statt Bildern habe ich in der cottaschen Ausgabe verbessert, Strehlke ihn völlig übersehen. Str. 2, 8 ist wohl ewgen des Verses wegen herzustellen.

der Dichter auch für seine Farbenlehre in Anspruch, wobei er humoristisch den Wunsch äußert, daß man ihn seine Liebhaberei nicht zu hart büßen lassen möge. Die beiden ersten Verse dienen bloß als Einleitung. Wie katholische und protestantische Geistliche es in ihrer Gemeinde immer forttreiben, so ist es auch mit wissenschaftlichen Gemeinden, in welchen die Lehrer ihre Schüler immer dasselbe lehren, welche dieses dann ungefähr in denselben Worten ihnen nachsprechen.*)

Gesetz der Trübe. Die Verse stehen auch unter den zahmen Xenien VII, 16, wo die vorhergehenden Verse „Ist erst eine dunkle Kammer gemacht" (10) zur Erklärung dienen. Der Dichter verweist die Schüler an die ewig untrügliche Natur, indem er sie vor den künstlichen Apparaten warnt, durch die man ihre Sinne zu täuschen suche. Goethe warf Newton vor, er lege den Bedingungen, deren er sich bei seinen Versuchen bediene, nur den Einfluß bei, die Eigenschaften, die Fertigkeiten (fits) des Lichts rege zu machen, während dieselben wirklich eine Veränderung hervorbrächten.**) Das Grundphänomen der Farbenlehre kann man nach Goethe am schönsten im Süden bei herrschendem Sirocco bemerken, wo die Sonne mit allen sie dann

*) „So im Alten wie im Neuen", bei alten wie bei neuen Erscheinungen, wie die von Seebeck entdeckten entoptischen Farben waren. In der Vorrede zu seiner Behandlung der entoptischen Farben im ersten Hefte Zur Naturwissenschaft heißt es: „Wie sollte das aufgeklärte Jahrhundert nicht bald einsehn, daß man mit Lichtkügelchen, denen Pol und Aequator angedichtet ward, sich nur selbst und andere zum Besten hat?"

**) Die in der „dunklen Kammer" gezeigten Bilder sind „verschroben", insofern sie nicht den reinen Lichtstrahl zeigen. Der kümmerlichste Jammer bezieht sich darauf, daß man den Schüler eben in eine dunkle Kammer zwingt, wo er sich bemühen muß, das in bestimmter Weise gebrochene Licht zu schauen, statt sich des Sonnenlichtes zu bedienen.

umgebenden Wolken rubinroth erscheint. Die Ueberschrift bezieht sich auf die Lehre von den trüben Mitteln, nach welcher das Licht, durch ein nur wenig trübes Mittel gesehen, gelb, bei Steigerung der Trübe nach und nach gelbroth, bei höchster Trübe rubinroth erscheint.

21. 22. Allerdings. Ultimatum.

Beide Sprüche gehen auf die Erforschung der Natur. Der erstere wurde 1820 als „heiteres Reimstück" am Ende des dritten Heftes Zur Morphologie*) zum Abschlusse des freundlichen Zurufs gegeben, in welchem es heißt: „Wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre (der Welt) Geheimnisse zu bringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen!" Der Spruch bezieht sich auf Hallers Wort in dem Lehrgedicht Die menschlichen Tugenden:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weist.

Der Dichter spottet derjenigen, die ihn an dieses Wort erinnern, da man bei der Natur überall im Innern sich befinde, sie weder Kern noch Schale habe, ein unzertrennliches, überall sich offenbarendes Ganzes sei; nur darauf komme es an, daß man selbst tüchtig sei, sie zu erkennen, daß man selbst, wie er launig sagt, keine bloße Schale sei. Vgl. oben Ged. 7, zahme Xenien VII, 15:

Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.

Daß der zu glücklich sei, dem sie nur die äußere Schale

*) Der Druckfehler Innere statt Innre (V. 1) ward schon in der Ausgabe letzter Hand verbessert.

weise, darauf flucht er, er betheuert es ärgerlich*), da der, welcher sich so äußert, eben zeigt, daß er von der Natur nichts versteht. Im Monate seines Todes schrieb Goethe: „Die Natur bleibt ewig respektabel, ewig bis auf einen gewissen Punkt erkennbar, ewig dem Verständigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannigfaltige Seiten zu; was sie verbirgt, deutet sie wenigstens an.“ — Ultimatum ward 1827 ohne Ueberschrift in Kunst und Alterthum III, 1 in der zweiten Abtheilung zahmer Xenien nach II, 8 („Ja, das ist das rechte Gleis“) gedruckt. In der Ausgabe letzter Hand, welche es nach 21 mit der jetzigen Ueberschrift brachte, trat V. 1 letzten statt zehnten ein und durch Versehen fiel der zweite Vers aus: „Alles gibt sie reichlich und gern“, der auch noch bei Strehlke fehlt. Der Dichter, der sein Bekenntniß wiederholt, weist den Einwurf, es könne ihm damit nicht Ernst sein, da vieles in der Natur uns verschlossen bleibe, damit zurück, daß im Herzen des Menschen tiefer Natursinn liege, das höchste Geschöpf der Natur die Fähigkeit besitze, ihre Gedanken nachzudenken, ihre Absichten zu erkennen (vgl. den Schluß von Ged. 8), womit er freilich nicht jedem einzelnen diese Fähigkeit zuschreibt, wie er ja auch in 22 sich über die Philister, die nur Schale seien, hinweggesetzt hatte, die auch durch dieses letzte Wort mehr geneckt als belehrt werden sollten.

23. Die Weisen und die Leute.

Das Gedicht ward zum Abschlusse gebracht zu Jena am 9. Juni 1814 nach Absendung des vollendeten Epimenides. Vgl. B. I,

*) Sechzig Jahre, seit er Naturstudien getrieben. In Leipzig hatte er Physik bei Winkler gehört. Lessing hatte jenes Wort dahin abgeändert:

Ins Innre der Natur
Dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht,
Und nur des Pöbels Glück.

323. Zelter hörte dasselbe bei seinem Besuche in Weimar Anfangs Juli von Goethe vortragen, erhielt aber keine Abschrift, da der Dichter es Riemer gegeben hatte, um für die außer Epimenides unbenannten Weisen Namen aus dem griechischen Alterthum aufzufinden, damit es weniger verletzend wirke. Durch Riemer selbst (Mittheilungen I, 353)*) wissen wir, daß in dem ursprünglich nach Plutarch Das Gastmal der Weisen überschriebenen Gedichte die Rede Perianders anders lautete, und die jetzige Fassung die ursprüngliche Schalkheit nicht einmal ahnen läßt. Auf Zelters wiederholte Bitte um das Gedicht erwiederte Goethe, er habe es sekretirt, da es, wenn es bekannt würde, gewisse Individuen sehr tief verletzen müßte, und die Welt denn doch nicht werth sei, daß man, um ihr Spaß zu machen, sich mit ihr überwerfe. Riemer meint, die albernen Philisterfragen, die hier von den Weisen persiflirt würden, möchten freilich gewissen Individuen vorzugsweise angehören, aber diese bekennten sich meistens nicht dazu, und so hätte das Gedicht für einzelne nicht verletzender gewirkt, als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz. Deshalb müsse Goethe noch andere und besondere Ursachen und Gründe gehabt haben, damit so zurückhaltend zu sein. Und die sollte er Riemer und Zelter verschwiegen haben? Der Auftrag, den er Riemer gab, zeigt deutlich, daß er fürchtete, lebende Philosophen würden einzelne Antworten auf sich bezogen haben; aber auch als diese alle mit Namen alter Weisen versehen waren, konnte er besorgen, mancher werde unter dem alten Namen eine Beziehung auf sich finden, und dann mochte er denken, die Philosophen könnten das Gedicht, was durch die ihm gegebene Aufschrift nahe gelegt war, gegen die Philosophie selber gerichtet glauben, die auf alle diese Fragen nur unzureichende Antworten zu geben wisse, was freilich bei

verständiger Betrachtung des Gedichtes unmöglich war. Goethe schreibt in den *Annalen* unter dem Jahre 1814: „*Das Gastmal der Weisen*, ein dramatisch lyrischer Scherz, worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten oder vielmehr ablehnen, war wohl nicht fürs Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, mußte aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden." Als er aber im Jahre 1820 seine *Paralipomena* durchsah, ließ er sein Bedenken gegen die Veröffentlichung des Gedichtes fallen, dem er den jetzigen Namen gab, auch wohl einiges änderte, und so brachte er es in dem neuen Hefte *Kunst und Alterthum* III, 1 als erstes der dort die Abtheilung *Poesie, Ethik, Literatur* beginnenden acht Gedichte. Den ersten Bogen, auf dem es steht, schickte Goethe schon am 26. Oktober 1820 in dem Revisionsabzuge an Zelter. „Du verlangtest das Gedicht schon vor einigen Jahren, wo ich es verweigerte", äußerte er dabei; „nun hat es den Stachel verloren und, wie ich hoffe, die Anmuth behalten. Meinem Wunsche nach bleib' es jetzt geheim; Du componirst es für die Liedertafel, mit Rücksicht auf die vorhandenen Stimmen und Charakter; und wenn zu Ostern das Heft erscheint, brächtest Du sogleich diesen Scherz mit ins Leben. Mög' es überall zur guten Stunde hervortreten". Das Heft erschien erst im Mai 1821.*) Darauf brachte das *Morgenblatt* einen Abdruck unseres Gedichtes in der Nummer vom 25. Juni (vgl. zu Parabolisch 20) mit dem Druckfehler *helfen* statt *belfen* 25. Die Ausgabe letzter Hand setzte das Gedicht an das Ende unserer Abtheilung.**)

*) Hier steht V. 1 *sammlet*, 33 *andere* statt *andre*, 73 *Wäre* statt *Wär*.

**) Druckfehler ist hier 52 *weisen* statt *weifen*, irrig der Gedankenstrich

Das Launige prägt sich auch in der Reimform aus, da oft ein zwei- oder mehrfacher, durch andere Verse unterbrochener Reim eintritt; so reimen auf V. 1 2 und 4, auf 6 8. 9. 11. 12. 15—17 und 19, auf 7 10. 13 und 14, auf 24 29. 31 und 35, auf 40 41. 43 und 48, auf 53 55. 57 und 62, auf 63 66. 68. 71 und 74, auf 67 72. 73. 78. 80. 82 und 84. Besonders halten sich die Leute in ihren, mit Ausnahme des Anfanges und des Schlusses, einversigen Fragen längere Zeit auf demselben Reime (8—19. 24—35. 40—48. 67—84), nur einmal thun es auch die Weisen (63—74). Das erste stehende Reimwort haben die Leute (8) von Epimenides genommen. Mehrfach findet sich statt des Reims dasselbe Wort, sogar unmittelbar hintereinander (11 und 17 Ewigkeit, und 9. 17. 19 stehen gleichfalls Wörter auf keit; 13 und 14; 41 und 43; 42 und 44; 67. 73. 80 und 84; 71 und 74). Zweimal wird der Reim vermißt (39 und 61), beidemal am Ende von Antworten. Ein Gleichklang (fest zuletzt) findet sich 64. 65. Neben unmittelbar aufeinander reimenden Versen finden sich verschränkte Reime, auch die Reimform a b b a. Mehrfach reimt der erste Vers der Antwort auf die Frage oder der Anfaug der folgenden Antwort auf den Schluß der vorhergehenden.

Daß das Ganze ein heiterer Scherz auf diejenigen ist, welche von der Philosophie fertige Antworten auf die höchsten Fragen verlangen, um sich alles Denkens darüber ruhig entschlagen zu können, deutet schon der Ruf des Epimenides an, den sich der Dichter hier als einen sorglichen Wächter des Philosophenhains

nach V. 23, den der erste Druck unnöthigerweise nach 25 hat, wie auch 11 und 30, wo sie sich noch erhalten haben. Sonst setzt diese Ausgabe V. 5 Doppelpunkt statt Punkt, 48 Ausrufungszeichen statt Komma. Die vierzigbändige Ausgabe hat im vorletzten Verse das Komma irrig nach Welt statt nach ist.

denkt, bei welchem wohl der Hain des Akademus von Plato und dessen Schülern (silvae Academi Hor. epist. II, 2, 45) vorschwebt. Den weisen, nachsinnenden Epimenides hatte er eben in dem Festspiele für Berlin auftreten lassen. Das Volk will heute, da die Philosophen es so lange mit dunkeln Worten hingehalten, endlich deutliche Antworten auf die höchsten Fragen über Gott und Welt und das Wesen der menschlichen Seele haben, und rennt von allen Seiten zusammen, um die „Grillenfänger" im Haine zu zwingen, ihm einmal Rede zu stehn. Epimenides, der dies aus dem Auflaufe, den er bemerkt hat, schließt, ruft die Philosophen zusammen mit der Aufforderung, dem Volk „derb den Text zu lesen", was diese aber nur insofern thun, als sie es neckisch abfertigen, nur am Schlusse erklären sie alle zusammen, daß sie von solchen lästigen Fragern nichts wissen wollen, worauf denn, wie wir leicht hinzudenken, die zum Besten gehaltenen Leute sich beschämt entfernen. Auffällt, daß hier die sämmtlichen Leute immer als fragend aufgeführt werden, aber V. 29. 42. 66 spricht der Fragende in der Einheit und auch die Antwort ist V. 20. 30. 36. 58. 63. 67. 73. 78 an einen gerichtet. Weshalb Goethe, statt die Philosophen unbestimmt zu lassen, sie etwa, wie Schiller in dem wohl Goethe vorschwebenden launigen Gespräche Die Philosophen, nur, was wohl ursprünglich der Fall war, mit Zahlen zubezeichnen, die Namen alter Philosophen von Riemer zu diesem Zwecke aufsuchen ließ, haben wir gesehen. Riemer hat sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt, da immer ein gewisser Anklang an die Lehren der betreffenden Weisen in ihren Aeußerungen liegt, doch gehört dies nicht zur Erklärung des Gedichtes, dem jede Rücksicht auf die nachträglich hinzugefügten Philosophen fern lag. Dagegen möchte man wohl wissen, wie die Rede Perianders ursprünglich gelautet oder geschlossen habe. Wahrscheinlich wurden hier die

Streitigkeiten über den Sitz der Seele getroffen, deren Goethe später im zweiten Theil des Faust spottet, wo Mephistopheles nicht weiß, wo die Seele eigentlich hause und demgemäß herausfahre.

Die ersten Fragen beziehen sich auf die Ewigkeit der Welt (ob sie einen Anfang gehabt und ein Ende haben werde) und den Begriff der Unendlichkeit, die folgenden auf die Denkkraft, Seele und Geist, auf Lebensglück und Unsterblichkeit; daran schließt sich die Frage, ob Thorheit oder Klugheit besser sei, worin sich die Unzulänglichkeit der Fragenden ausspricht, die nicht mehr wissen, was sie fragen sollen, bis sie sich endlich einiger mit großer Erbitterung geführten Fragen erinnern; aber auch hier gebührend abgefertigt, klagen sie über den Eigennutz der Welt und, deshalb verwiesen, schließen sie mit der Frage, was auf Erden das Beste sei, worauf sie denn von allen gesammt mit der Hindeutung entlassen werden, das Beste, was sie augenblicklich thun könnten, wäre sich zu entfernen. Die Antworten weichen immer aus, indem sie statt der Auskunft eine launige Bemerkung machen oder den Frager treffen. Die Ewigkeit der Welt wird deshalb als wahrscheinlich bezeichnet, weil es schade gewesen, wenn sie zu einer Zeit noch nicht gewesen*), aber auch ihr Untergang angenommen, der nicht so schlimm sei, da Gott viele neue Welten schaffen könne, wobei die Philosophen sich dem gewöhnlichen Gebrauche fügen, die Welt als Erde zu nehmen. Bei der dadurch angeregten Frage nach der Unendlichkeit werden die Leute dahin beschieden, daß es schlecht mit ihnen bestellt sei, wenn sie keine Unendlichkeit in sich selbst fänden. Vgl. dazu Ged. 21. 22. Noch

*) Die Rede ist hier anakoluthisch. Statt das wäre erwartet man wäre es oder einen Vordersatz „wenn sie je nicht gewesen".

gröber wird die Frage nach dem Denken abgefertigt. Sie sollen mit ihren Fragen, die verächtlich als ein Belfen bezeichnet werden, zu Hause bleiben; der wahre Denker denke von Kopf bis zu Fuße und ihm gelängen die größten Gedanken.*) Bei der Frage, ob es eine Seele gebe, werden sie auf seelenhafte Menschen verwiesen, die sich selbst und andere beglücken.**) Ob die Seele schlafe, eine Frage, die auch die alten Philosophen beschäftigte (vgl. Philostr. Apollon. II, 35), wird dadurch erledigt, daß Geist und Körper unzertrennlich seien, dabei aber des Fragenden gespottet, der ganz körperlich sei, weshalb er nur darauf sinnen solle, sich gütlich zu thun, dann werde es auch seiner Seele wohl gehn. Die Erkundigung nach dem Geiste wird launig zurückgewiesen, da, wer Geist habe, nicht solche Fragen stellen werde. Das Glück erscheint launig, der Auffassung der Menge entsprechend, als sorglose Befriedigung aller sinnlichen Wünsche.***) Die Sorge wegen der Unsterblichkeit wird ganz im Sinne des Dichters beantwortet; man solle im Leben thätig sein, um das Jenseits sich nicht kümmern. Gegen Eckermann bemerkte Goethe im Februar 1824: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen, und ist thätig und nützlich in dieser.“ Vgl. Gott und Welt 4, Epigrammatisch 49, Chinesisch-deutsche

---

*) „Das Was (Quid), das Wie (Quomodo), das Beste“, das Denken davon.

**) „Das frage deine Gäste“, etwas wunderlich für „siehe dich in heiterer Gesellschaft um“. — „Das artige Wesen“ von einer reizenden, lebensvollen Schönen. Wenn die Ausgabe letzter Hand andre für andere schrieb (vgl. V. 77), so hätte sie auch hier artge für artige geben sollen.

***) Nackt zur Bezeichnung der Armuth. Zagen von der Sorge. Zu diesem Verse wird ist glücklich gedacht.

Jahres- und Tageszeiten 14.*) Der Zweifel, ob Thorheit oder Klugheit besser sei, wird in einer das Närrische desselben launig hervorhebenden Weise bezeichnet. Wie Zufall und Augentrug vom Weisen unschädlich gemacht werden, deutet der Antwortende auf die Frage, ob diese allein herrschen, bezeichnend an, wodurch diese von selbst verneint wird. Auf eine ernste Erledigung ist es nicht abgesehen. Aehnlich bescheidet einer der Weisen die Frage nach der Willensfreiheit; jeder solle sie nur zu bewähren suchen, selbst auf die Gefahr hin, darüber zu Grunde zu gehn. Daß der Mensch von Natur böse sei, beweist der Weise dem Fragenden durch dessen eigene Person, da er so ungeschickt frage, was man eben als einen Naturfehler ertragen müsse.**) Ganz natürlich schließt sich an diese Frage die nach dem Triebe sich zu bessern. Seine Frage selbst, lautet die Erwiederung, zeige die Lust sich zu bessern (zunächst freilich nur seine Kenntniß zu erweitern), aber statt andere zu fragen, sollte er sich selbst kennen zu lernen suchen, und wenn er über sich nicht zur Klarheit kommen könne, auch ablassen, von andern Aufklärung zu verlangen. Die Klage über die Herrschaft des Eigennutzes und des Geldes wird launig durch die Mahnung zurückgewiesen, daß die Schätze der Welt nicht beneidenswerth seien. Endlich führt die Frage, was denn das wahr Gute sei, in deren Stellung sich schon die beschränkte Ansicht der Fragenden zeigt, zur entschiedenen Entlassung der Leute.

*) Das Bild vom Weifen (Haspeln), steht hier etwas sonderbar von Gott. Sonst schreibt Goethe den Parzen das W e i f e n zu. Vgl. dagegen oben S. 666.

**) Das Loos ist für den Fragenden selbst u n e r t r ä g l i c h weil er durch seine tollen Fragen sich eine solche Abfertigung zuzieht.

Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten.

War Goethe schon früher vorübergehend von China, dessen Leben und Dichtung angezogen worden*), so ward er in den Jahren 1805 und 1813 durch den berühmten Sinologen Klaproth zu genauerer Kenntniß der Literatur dieses wunderbaren Landes veranlaßt. Ende Januar 1827, nach der Vollendung seiner Helena, beschäftigte ihn ein chinesischer Roman, der ihm außerordentlich merkwürdig schien.**) „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir, und man fühlt sich sehr bald ihres Gleichen", äußerte er darüber gegen Eckermann, „nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung, und hat dadurch viele Aehnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, sowie mit den englischen Romanen des Richardson. Es unterscheidet sich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menschlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfische in den Teichen hört

*) Vgl. darüber von Biedermann „Die Quellen und Anlässe einiger dramatischer Dichtungen Goethes" S. 13 ff.

**) Welcher Roman es gewesen, kann ich auch heute noch nicht angeben, da es Die beiden Basen und Das Blumenblatt ebensowenig sind als eine der Chinesischen Erzählungen. Von Biedermann hatte früher auf das von Thoms herausgegebene lyrische Gedicht The Chinese Courtship gerathen. Eher könnte man an den von demselben Thoms 1820 übersetzten Roman The affectionate pair denken, den ich nicht kenne, oder an die mir gleichfalls unbekannten Chinese novels, die Davis 1816 herausgegeben hatte.

man immer plätschern, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar; vom Mond ist viel die Rede, aber er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht, wie der Tag selber. Und das Innere der Häuser so nett und zierlich wie ihre Bilder.“ Am 2. und 3. Februar las er in einem chinesischen Gedichte, das Peter Perring Thoms als Chinese Courtship in verse 1824 zu Macao herausgegeben hatte, und am 5. zog er Nachrichten und Gedichtchen aus einer chinesischen Chrestomathie. Vgl. B. I, 407. Den 9. Mai begann er den von Rémusat übersetzten Roman Die beiden Basen (Yu-kiao-li ou les deux cousines). Drei Tage später fuhr er in seinen Garten an der Ilm, ohne einen Gedanken, dort länger zu verweilen, aber die unvergleichliche Frühlingsumgebung fesselte ihn so mächtig, daß er sich nicht entschließen konnte, zur Stadt zurückzukehren. Bei seiner „separat extemporirten Studentenwirthschaft“ fühlte er sich so behaglich, daß auch der später eintretende Regen ihn nicht zurücktrieb. Erst am 9. Juni veranlaßte ihn ein Besuch des Grafen Sternberg zur Rückkehr. Wie vor 28 Jahren ein längerer Sommeraufenthalt in seinem stillen Garten seiner dichterischen Thätigkeit sehr förderlich war, so diesmal die schönen Frühlingstage, welche ihm auch unsere Gedichte entlockten, in denen er die heitere, sonnige Ruhe und das anklingende Mitleben mit der nicht empfindsam gefärbten, sondern anschaulich klar aufgefaßten Natur, wie es ihm aus den chinesischen Romanen entgegenleuchtete, wiederzugeben versuchte, indem er an die Jahreszeit und den Wechsel des Tages anknüpfte. Ueberliefert ist nur, daß die Gedichte in dieses Jahr fallen. Wenn in jener frühern Zeit sein Garten ihn „an einfachere und dunklere Zeiten“ erinnert hatte, so mußten diese Erinnerungen ihn auch diesmal umwehen und ihn dichterisch stimmen. Wie

lange ihn seine chinesisch-deutsche Dichtung fesselte, wissen wir nicht; wahrscheinlich kam sie ihm neben dem Abschlusse der Wanderjahre und der Fortdichtung am vierten Akte des Faust. Auch als er zur Stadt zurückgekehrt war, hatte die chinesische Literatur ihre Anziehung noch nicht verloren. Wir wissen, daß er am 22. August die moralischen Erzählungen las, welche Abel Rémusat in französischer Uebersetzung unter dem Namen Contes Chinois eben herausgegeben hatte. Doch ließ Goethe seine eigenen kleinen Gedichte liegen. Erst als er im Sommer auf den Wunsch von H. Stieglitz, einen Beitrag zum berliner Musenalmanach auf das Jahr 1830 zu liefern, seine Papiere durchging, schienen ihm diese Gedichte nicht unpassend, damit die ersten für ihn freigelassenen sechzehn Seiten dieses Musenalmanachs zu füllen. So sandte er denn die neu durchgesehenen, zu einem Ganzen vereinigten und vielleicht mit ein paar neuen Stücken vermehrten Gedichte am 15. August zum Drucke ab. Vgl. B. I, 422. Der Dichter versetzt sich hier ganz in das chinesische Stillleben, das er mit freier Erfassung darstellt. Einer der bedeutendsten Sinologen, der unterdessen auch hingegangene K. Neumann äußerte, als ich vor 18 Jahren mich wegen Nachweisung der Quelle an ihn wandte, es seien „deutsche Gedichte Goethes, hie und da mit chinesischen Blumen umwunden“. Zelter nahm die Gedichte mit außerordentlicher Begeisterung auf; sie seien unschätzbar, ganz was Neues, unerhört und gleich ganz verständlich, und nach ihrem Erscheinen bemerkte er, sie zögen wie ein Komet und würden auch so gedeutet.

Der eigentliche Charakter unserer Gedichte liegt in der stillen durch die äußere Natur angeregten Betrachtung; von eigentlich chinesischen Anschauungen und Umgebungen ist beinahe nichts in diesen von Frühlinge bis zum Herbst reichenden, dem heitern

Tage wie dem dunkeln Abend geweihten Gedichten, auf denen der milde Glanz der Abendsonne ruht, da der Greis wenigstens auf Augenblicke in dem chinesischen reinen, klaren Anklingen an die Natur ein passendes Element für seine Empfindung sah. Von Loeper meint, die ganze Szenerie sei der Oertlichkeit entnommen, die Goethe in seinem Garten genossen. Möglich ist es freilich, daß er in seinem Garten Pfauen im Parke schreien hörte, aber der See (8, 8) war doch hier nicht vorhanden, und hätte er keine Pfauen gehört, die gewählte chinesische Anschauung mußte ihn nothwendig auf diese führen, die ja auch deutlich im Gegensatze zu den indischen Gänsen als charakteristisch für China hervorgehoben werden. In der Versform hat der Dichter einfache Maße verschiedener Art gewählt, zunächst vierfüßige Trochäen, die paarweise oder verschränkt reimen. Die beiden ersten Gedichte sind am allereinfachsten, da alle Verse volle Trochäen; erst im dritten wechseln volle Verse mit um eine Silbe kürzern, aber während im zweiten und dritten Gedichte die Reime einfach verschränkt sind, finden wir im ersten die künstliche Verschlingung, daß ein Reimpaar V. 4 f. zwischentritt; V. 8. assonirt bloß auf 6. Im achten Gedichte sind je zwei vierversige Systeme zu einer Strophe vereinigt, doch könnte auch dieses in vierversige Strophen getheilt werden. 12 zeigt wieder die einfache Form von 1 und 2. Einfache vierfüßige jambische Strophen mit wechselnden Reimen, wo die weiblichen Verse um eine Silbe kürzer sind, haben wir 6 und 7, dagegen sind die weiblichen um eine Silbe länger in 5 und 13, von denen das erstere die Reimform a b b a c c hat; bloß aus solchen weiblichen Versen besteht 14. Eine hübsche künstliche Verschlingung drei- und vierfüßiger Verse bietet 11, wo wir einen dreifachen Reim zweier Verse haben, aber nach 2 tritt ein anderes Reimpaar und am Schlusse ein darauf reimender

Vers ein, so daß das Ganze aus je drei Reimen besteht. Die Form ist kunstvoller als die ähnliche von Ged. 1. Aus fünffüßigen paarweis reimenden Jamben ist 10 gebildet, wo das zweite Reimpaar um eine Silbe länger ist, während in 9 die zwei innern Verse vier, die äußern fünf Füße haben, aber nicht die gleichen, sondern die ungleichen Verse auf einander reimen. So hat der Dichter hier bei meist herrschender Einfachheit doch eine große Fülle der Formen aufgewandt. Auch bei den vier im Februar 1827 aus dem Chinesischen gemachten Uebertragungen hatte er sich verschiedener Maaße bedient; eine ist in wechselnden vier- und dreifüßigen, eine andere in fünftehalb- und fünffüßigen Jamben geschrieben, eine dritte in Reimpaaren von fünf Trochäen, in der vierten reimen 3, 6 und 9 vierfüßige Trochäen: in allen diesen geht ein um eine Silbe kürzeres Reimpaar voran.

1. Hier treten die Zeitbestimmungen und das chinesische Kostüm deutlich hervor. Der Dichter bezeichnet sich als Mandarinen, wie die Ausländer mit einem portugiesischen Worte alle Beamten nennen. Echtchinesisch ist die Verbindung des Trinkens und Dichtens, was die chinesischen Romane oft ausführlich beschreiben. Nachdem man ein Täßchen (hier eine Schale) Wein getrunken, gibt man sich Gedichte auf, und es werden dann die sogenannten kostbaren Dinge, Dinte, Papier, Pinsel und Schreibzeug (d. i. ein Stein zum Reiben der Dinte) gebracht. Den Frühling bezeichnet V. 3. Der Mandarine, unter dem sich der Dichter selbst denkt, hat sich beim Erwachen des Frühlings, ermüdet von Geschäften (wobei er über andere gebietet, seinen Vorstehern aber gehorchen muß) auf sein Landhaus, in einer reizenden südlichen Gegend zurückgezogen, wo er trinken und Gedichte schreiben will, wie der Dichter selbst, um sich ganz zu leben, seinen Garten

bezogen hatte. Geistig schreiben, von der Dichtung, wobei der Chinese auf die nicht leichte Schrift großes Gewicht legt. Zug in Zügen, indem er einen Zug in den andern schlingt, da in der Schrift zur Darstellung eines Begriffs mehrere Bilderzeichen, aus deren ihre Schrift besteht, mit einander vereinigt werden. Zur Mehrheit Zügen neben der Einheit vgl. B. II, 237*. Der Dichter begnügte sich hier, wie auch früher mehrfach, mit einem Stimmreim, bei dem es wohl zufällig, daß die letzte Silbe des weiblichen Schlusses auf 4 f. reimt.

2. Zunächst wendet der Dichter sich der von den Chinesen viel besungenen Blumenwelt zu, und zwar den Narzissen. Ein Beet der früh blühenden als Zierde unserer Gärten dienenden weißen rothrandigen Narcissen (Narcissus poeticus bei Linné) vergleicht er mit Liebenden, welche die Geliebte erwarten. Während ihre Kronen, schneeweiß wie Lilien, reinen Kerzen gleichen, findet sich in der Mitte ein tiefes rothgerandetes Honiggefäß, welches die langen Staubfäden umgibt. Dieses Honiggefäß, das sich bescheiden neigt, als ob es nicht gesehen sein wollte, leuchtet wie ein Stern mit seinem rothen Rande, den der Dichter auf Liebesglut deutet.*) Bei dem Mittelherzen, der Mitte der Krone, schwebt dem Dichter wohl die hohe Bedeutung vor, welche in dem Reiche der Mitte die Mitte einnimmt. Aus dem Buche der gerechten Mitte hatte schon Herder 1802 in der Adrastea eine Stelle mitgetheilt. Von der einzelnen Narcisse wendet sich die zweite Strophe zu den spalierartig um das Beet stehenden Reihen derselben. Höchst anmuthig ist der Schluß gewendet. Der Dichter denkt sich eine Versammlung junger Damen, die alle hier ihren Geliebten erwarten.

*) Der erste Vers steht absolut, so daß etwa ein scheinen sie dazu gedacht wird.

3. Die noch blumenlose Wiese, die er vor seinem Garten sieht, erinnert ihn daran, daß sie bald mit vielen Blumen geschmückt sein werde. Jetzt ist sie ihm ein Bild der Hoffnung, deren Erfüllung wir sehnsuchtsvoll wünschen. Wie er in der ersten Strophe die Wiese durch die wegziehenden Schafe belebt, so vergleicht er in der zweiten die Hoffnung mit einem Nebelschleier, wogegen die Erfüllung ihm das Durchdringen der Sonne, die ihren Sieg feiert (Sonnenfeier), eine Zertheilung der Wolken ist. Ganz irrig ist es, wenn Viehoff neben dem Anblick der Wiese noch den des von leichtem Gewölk verschleierten Himmels annimmt. Der Schluß ist anmuthig zu einem Wunsche gewendet, wie in 2 zu einer Frage.

4. 5. Von der Pflanzenwelt wendet er sich zu der Thierwelt und zwar zu dem bei den Chinesen eine so große Rolle spielenden Pfau. Der tibetanische Spiegelpfau ist eine Zierde der chinesischen Landhäuser. — 4. Das häßliche Geschrei des Pfaues leidet er wegen seines prachtvollen Gefieders, wogegen ihm die bei den Indiern so häufig vorkommenden und von den Dichtern gefeierten Gänse verhaßt sind, weil sie neben ihrem wüsten Geschrei auch noch häßlich sind.*) Der Dichter that hiermit den Indiern Unrecht, bei denen der Pfau eigentlich zu Hause ist und noch jetzt in Wäldern wild lebt, ja auch von den Dichtern gefeiert wird, bei denen freilich die Gänse bevorzugt sind, deren Gang selbst zur Vergleichung bei schönen Frauen gilt. Das deutsche Sprichwort nennt den Gesang des Pfaues teuflisch, seinen Gang gleißnerisch. — 5. Er fordert den Pfau auf, jetzt beim Abendsonnenschein selbstgefällig seinen Schweif gegen die Sonne auszubreiten, damit diese veranlaßt werde in

2) „Die Häßlichen", eben weil sie häßlich sind. — Den unreinen Reim unerträglich auf unmöglich könnte man hier bezeichnend finden wollen.

den Garten zu schauen, wo sie das Herrlichste erschauen werde, ein glückliches Liebespaar. Daß der Geliebten Besuch ihn erfreut, wird hier nur angedeutet.*)

6. Noch schlägt die Nachtigall und der Kukuk ruft, aber der liebreiche Frühling ist fast vorüber und schon naht der Sommer, der dem Liebenden widerwärtig ist, da er zuletzt Disteln und Nesseln mit sich bringt, und er an seinem Lieblingsplatz durch das dichtere Laub der Bäume nicht mehr das Haus der Geliebten schaut, wo all sein Hoffen und Sehnen ruht. Alle Züge sind hier vortrefflich gewählt und anschaulich ausgeführt. Nachtigall und Kukuk scheinen leidenschaftlich den schönen Frühling festhalten zu wollen, da sie immerfort singen und schreien. Das Haus der Geliebten tritt höchst anschaulich hervor.**) Auch hier deutet der Schluß nur leise die Hauptsache an, daß die Geliebte ihn verlassen hat. Vgl. Lieder 70.

7. Der heiterste Tag erinnert ihn an die Geliebte, deren Erscheinen und Liebesschuld schöner als der schönste Tag war.***)

*) Deiner Lüste Glanz. Der Pfau hat große Lust an der Fülle und Farbenpracht seines Schweifes, den er so ausbreitet, daß alle Federn sich auf das vortheilhafteste zeigen. Die Lüste bezeichnen eben den Schweif, insofern sein Stolz sich viel darauf zu Gute thut. — Der Abendsonne goldnen Strahlen. Gegen die Sonne breitet er den Schweif aus, weil er dann am glänzendsten strahlt. — Rad und Kranz. Der radförmig ausgebreitete Schweif bildet eine Art Kranz um ihn. — Kühn äugelnd. Mit kühnem Stolze schaut er in die Sonne. — Sie forscht. Von dem Pfaue wendet sie ihren Blick nach dem prächtig unter dem freien blauen Himmel grünenden Garten, wo sie aber nach etwas Blühendem forscht, wobei der Dichter schalkhaft an das Liebespaar denkt, das eben die größte Zierde des Gartens.

**) Mein Auge brach, indem ich unverwandt darauf schaute, ob ich die Geliebte sehe (wohin spähend). — Bleibt, auch jetzt, wo sie sich von ihm abgewandt hat. — Mein Osten, von der Leben gebenden Sonne, seinem Lebensquell.

***) Vor war sollte noch 's stehn.

Erst allmählich vergegenwärtigt sich der Liebende sein hingeschwundenes Glück. Zuerst bezeichnet er gar nicht, wovon es sich handelt. In der Begründung, daß man ihm den Ausdruck seiner sehnsüchtigen Freude verzeihe, tritt zuerst die Geliebte einfach durch sie bezeichnet hervor, worauf die Bemerkung, daß ihn gerade im Freien dies Gefühl beschleiche, darauf führt, daß die Geliebte ihm in Garten ihre Gunst erzeigt hat, die ihn noch immer so erfreut, daß er ihr ewig ergeben bleiben wird, wobei er sich scheut, das böse Wort auszusprechen, daß sie treulos ihn verlassen habe und ein anderer sich ihrer Liebe freue. Bei der eigenen Art, wie Goethe seine Gefühle oft maskirte, könnte man denken, es habe ihn dazu der Besuch der Prinzessin Marie (B. I, 410) veranlaßt.

8. Herrliche Schilderung einer herbstlichen Mondnacht, deren Anblick den von schmerzlicher Sehnsucht ergriffenen Liebhaber beruhigt. Vgl. zu diesem von tiefstem Gefühl durchdrungenen Liede im Divan Vollmondnacht (VIII, 44) und im Anfange des zweiten Theiles des Faust die zwei ersten Strophen des Chores. Der Abend ist hereingebrochen, so daß das Dunkel nichts in der Nähe schauen läßt. Da erhebt sich der Abendstern, aber mit ihm steigt Nebel auf, der auch über den nahen See sich lagert, von dem nicht mehr das Wasser sich wiederspiegelt, sondern man sieht nur in eine dunkle Tiefe.*) Da zeigt sich im Osten der erste Strahl des aufgehenden Mondes, ein Windhauch erhebt sich, dann erkennt man bewegte Weidenzweige auf dem am Garten vorbeifließenden Bache**), und im Garten

*) Schwarzvertiefte Finsternisse, schwarze Finsterniß in der Tiefe.

**) Oestlicher Bereich von der östlichen Gegend. — Statt scherzen (4) erwartet man scherzel, da Haargezweige keine Form der Mehrheit, sondern das Kollektivum ist.

selbst fällt der zitternde Mondschein auf die Schatten der vom Winde umspielten Baumgipfel. Dieser Anblick wirkt kühlend und besänftigt sein Herz. Die nicht ausgesprochene Spitze ist, daß auch sein düsteres Herz von der Liebe angehaucht und erleuchtet wird. Man darf eben nicht übersehn, daß der Hauptpunkt darin liegt, daß nicht die äußere Luft ihn kühlt, sondern der Anblick (durchs Auge) der vom Mond beleuchteten, von einem Winde bewegten Dunkelheit.

9. Im Herbste, wenn die Rosenzeit vorbei, erkennt man erst recht den Werth der Rose, von der eine einzige Knospe die Blumenwelt ergänzt, sie zu einem Ganzen macht, da ohne sie alle Herbstblumen nichts sind. Man ahnt hier die Beziehung auf die hingeschwundene Liebe, deren unendliches Glück er jetzt erst recht von Herzen empfindet.*)

10. 11. Hier hört die eigentliche Beziehung auf die Jahreszeiten auf. Vielleicht sind die folgenden auf das botanische Studium bezüglichen Sprüche und der darauf hindeutende Schluß spätere Zuthat. — 10. Der Dichter freut sich, daß, wie verschieden auch sonst der Geschmack sei, doch die Rose allgemein als Königin der Blumen anerkannt werde (vgl. Balladen 10 Str. 3 f.), woraus sich ergebe, daß an der Thatsache kein Zweifel sei, aber die Wissenschaft habe das Gesetz, wie und warum die Rose die vollkommenste aller Blumen sei, zu ergründen. — 11. Hier tritt ein Gegner seiner Metamorphose der Pflanzen auf**) (vgl. oben

*) Goethe bediente sich dieser Verse auch als eines Spruches zu Gedenkblättern. So steht er auf einem dem Generalkonsul Küstner in Berlin gesandten Blättchen mit dem Datum seines Geburtstages 1830, wohl mit Hindeutung auf die entschwundene Jugend. Dort steht aber V. 1: „Nun sieht man erst, was Rose sei“ und V. 4 die Frühlingswelt.

**) Viehoff hat richtig bemerkt, daß die Anführungszeichen nach Goethes sonstiger Bezeichnung nicht die letzten, sondern die sechs ersten Verse einschließen müßten.

S. 661), der diese Lehre für ein leeres Gerede und zugleich für widerwärtig hält, weil danach alles in beständigem Wechsel sei, nichts verharre; er finde sich dabei wie von einem jedes frischen Daseins entbehrenden ihn beängstigenden Netze gefangen. Beim graugestickten Netze denke man an das Wort des Mephistopheles: „Grau ist alle Theorie“, im Gegensatz zum grünen Baume des Lebens. Der Dichter erwiedert, deshalb brauche er nicht zu bangen; suche er ja nicht eine gespenstige Wandelung, sondern vielmehr das ewige Gesetz, das in der Bildung der Pflanzen herrsche und wodurch auch die Rose und Lilie so schön blühe.*) Rose und Lilie werden so auch verbunden im Divan I, 12. Im Gegensatze zu unserer Stelle heißt es daselbst VIII, 5, unmöglich scheine die Rose, unbegreiflich die Nachtigall.

12. 13. Dieser Spruch (denn beide sollten eine Nummer bilden und 12 dann in Anführungszeichen geschlossen sein) knüpft unmittelbar an 11 an. Die Freunde kommen, um ihn aus seinen Träumen**) aufzustören; er solle sich mit menschlichen Wesen, mit Mädchen, wie in seinem Divan und seinen sonstigen Liebesgedichten, oder mit Weltweisen, aus welchen er gewichtige Lehre schöpfe, abgeben. Hierzu ihn zu bestimmen sind sie gekommen, und da freuen sie sich, bei ihm Pinsel, Farbe (vgl. oben S. 695*) und Wein zu finden, die zu dem, was sie von

*) In der Geschichte seiner Metamorphose der Pflanze bemerkt Goethe, seine Freundinnen hätten ihm vorgeworfen, die Pflanzen die sich durch Gestalt, Farbe und Geruch auszeichnen sollten, verschwämmen durch seine Lehre zu einem gespensterhaften Schemen. Vgl. S. 207.

**) Alte Träume nennen sie die Beschäftigung mit der Metamorphose, die sie längst aufgegeben wähnten. Gewählt ist hier der Gebrauch des Dativs, wie bei hingegeben. Seine Feier der Rose (10) nennen sie ein Buhlen, weil er leidenschaftlich in sie verliebt sei.

ihm verlangen, gerade recht sind.*) Der Dichter aber fordert sie auf, sich zu entfernen, da er, um sich ganz der ihm so lieben Begeisterung hinzugeben, allein sein müsse; nur um sich zu belehren, bedürfe man der Freunde. Daß die Einsamkeit zum dichterischen und künstlerischen Schaffen unerläßlich sei, hat Goethe oft ausgesprochen. Vgl. Antiker Form sich nähernd 26. Der einzige Freund, den er dabei brauchen kann, ist der Wein. So weist er also die Mahnung der Freunde zurück, um wie bisher ruhig fortzudichten. Vielleicht schweben dem Dichter hierbei die besonders bei dem einfallenden Regen gemachten Versuche vor, ihn in seine städtische Wohnung zurückzubringen, die er freilich ganz anders wenden mußte.

14. Die Freunde wünschen, er möge ihnen doch, wenn er auf seinem Entschlusse bestehen wolle, ein gutes Wort mit auf den Weg geben, worauf er ihnen denn einen seiner Hauptgrundsätze (vgl. oben S. 602) ausspricht, statt mit Gedanken an das Jenseits sich zu quälen, thätig im gegenwärtigen Leben zu wirken**), wobei zu bemerken, daß dieses unablässige Wirken hier als Mittel bezeichnet wird, um nicht leeren Träumen über das Jenseits zu verfallen, so daß der Spruch als eine Warnung aufzufassen, sich nicht mit Gedanken über die Unsterblichkeit zu befassen. Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, bemerkte Goethe gegen Eckermann, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun hätten, und er spottete des guten Tiedge, von

---

*) Die Ausführung des Schlusses dieser Verse geht etwas unbehülflich in den Banden des Reimes und Verses. So fallen die Bezeichnung die Gesellen statt des einfachen wir und der Ausdruck sich zur Seite stellen auf. Das asyndetisch eintretende finden ist hart und dir und uns zu dienen etwas gezwungen.

**) Hier und heut, auf Erden und in der Gegenwart.

dessen **Urania** er zur Zeit viel auszustehen gehabt; dieser würde wenn er ein besseres Geschick gehabt, auch bessere Gedanken gehabt haben. Mit diesem Spruche scheint der Dichter sein behagliches Versenken in die Natur jenen überirdischen Gedanken entgegenzusetzen, mit denen man sich nutzlos abquäle. Ein ihm sehr beliebter Spruch, den er nicht allein gern auf Denkblätter schrieb, sondern auch selbst im Juni 1830 ins Englische und Französische übersetzte, war der am 2. Januar 1826 gedichtete (Xenien IV, 94):

Liegt dir gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Darfst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Nachträge und Berichtigungen.

Band I.

S. 23, 28. Hirzel und Bernays schreiben unbedenklich Goethe die an Corona Schröter gerichteten Verse zu:

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken;
Wenn jemand diesen Satz durch Zweifeln noch entehrt,
So hat er dich niemals als Helena gehört.

Das „von einem Unbekannten (nach der Aufführung von Hasses Sant' Elena al Calvario im Dezember 1767) verfertigte und gedruckt ausgegebene Gedicht“ wurde wieder abgedruckt in Hillers „wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend“. Goethe erzählt auch, sie hätten die Schauspielerin Carolina Schulz in kleinen ausgestreuten Versen von geringen Rollen und vom Auftreten als Tänzerin abzumahnen gedacht. Die 1775 erschienene Sammlung „Epigramme und Gedichte an Schauspieler“ enthält ein achtversiges Gedicht an diese unter Goethes Namen, das nach Uhdes Vermuthung dem Jahre 1767 angehört.

S. 45. 10 ff. Höchst unwahrscheinlich ist es, daß Ewald das Gedicht ohne Goethes Genehmigung aufgenommen; er besaß es wohl aus früherer Zeit. Vgl. was ich bei Gelegenheit der ersten Mittheilung des verschollenen Gedichtes in den Blättern für literarische Unterhaltung 1847, 7 f. und in meinen „Neuen Goethestudien“ S. 262 f. bemerkt habe.

S. 51. Die Sammlung „Der junge Goethe" gibt die Friederikenlieder nach Kruses Abschrift, bei welcher die Folge der Lieder nicht maßgebend ist. Hier geht das Lied „Erwache, Friederike" voran, darauf folgt „Jetzt fühlt der Engel" (S. 53), weiter „Nun sitzt der Ritter", wonach V. 10 Falber statt Falke richtig ist. Das am Schlusse stehende fand erweist der Reim als Schreibfehler. V. 2 findet sich liebe. Erst an sechster Stelle folgen die Verse „Ich komme bald", wo 9 beginnt „Und wie die kleinen", 5 ergötzen steht.

S. 53 ff. Die Zeitbestimmung ist neuerdings sehr schwankend geworden, da Bernays, der die Briefe an Salzmann nach getreuerer Abschrift gibt, die drei ersten, freilich mit einem beigefügten Fragezeichen, wider alle Möglichkeit in den Juni verlegt und die beiden andern vor einen Brief vom 27. Juni setzt. Als Goethe den ersten Brief schrieb, war er vier Wochen von Straßburg weg. Halten wir nun an dem von Jung Stilling gebotenen Datum fest, Goethe sei am 14. Mai in Straßburg gewesen, das zu bezweifeln, wie ich es S. 465 gethan, mir doch jetzt bedenklich scheint, so würde dieser erste Brief frühestens den 10. Juni fallen; der zweite Brief der mit den Worten beginnt: „Nun wär' es bald Zeit, daß ich käme", muß fast eine Woche später geschrieben sein; auf einen noch längern Zwischenraum deutet der dritte, den Goethe damit beginnt, daß er Salzmann lang nicht sehn werde, und der an einem Mittwoch geschriebene vierte muß wieder eine Woche später fallen, so daß wir hiernach den letzten Brief auf den 26. Juni setzen müßten, während wir wissen, daß Goethe schon am 22. auf der mit Weyland von Straßburg aus nach Saarbrücken angetretenen Reise nach Zabern kam. Auch wäre es höchst sonderbar, wenn Goethe, nachdem er schon zwei Briefe im Juni an Salzmann geschrieben hatte, erst im dritten, gegen den

20. Juni fallenden diesem berichtete, wie er es am zweiten Pfingsttag, den 20. Mai, getrieben. Von Loeper in seinen so manches Dunkel hebenden Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit III, 239 scheint mein Bedenken gegen Jung Stillings 14. Mai ganz sachgemäß dadurch gehoben zu haben, daß Goethe irre, wenn er den zweiten Frühlingsaufenthalt sich länger denkt als den ersten. Ostern fiel 1771 auf den letzten März. Nehmen wir an, daß Goethe in der ersten Aprilwoche nach Sesenheim ging, gleich nach Herders Entfernung, so könnte der erste Brief sehr wohl in der ersten Woche des Mai, der zweite in der zweiten geschrieben sein, und da Goethe durch die Ueberbringerin sich einen Louisd'or, um von Sesenheim wegzukommen, von Salzmann erbittet, dieser gegen den 10. zurückgekehrt sein. Aber bald darauf, wohl den Tag vor Pfingsten, den 18., trieb es ihn wieder nach Sesenheim, wo er Friederiken noch „traurig krank" fand; der dritte Brief könnte in der ersten oder zweiten Woche (für die erstere entscheidet von Loeper nach meiner frühern Annahme) nach Pfingsten geschrieben sein, und demnach würde der vierte, der auf einen Mittwoch der folgenden Woche fällt, spätestens den 5. Juni, möglicher Weise den 29. Mai fallen. Die Rückkehr nach Straßburg kann kurze Zeit darauf ganz plötzlich erfolgt sein. Ganz neuerlich hat H. Grimm Unhaltbares aufgestellt.

S. 54. An meiner Annahme, Geschwister stehe für Schwester, hat man starken Anstoß genommen, da sie doch aus dem ganzen Zusammenhang des Gedichtes sich als nothwendig ergibt. Daß die Schwester auch erwachen solle, liegt durchaus fern; er kann hier nur Friederiken im Sinne haben, wogegen er weiter unten, wo er sich vorstellt, wie sie, statt zu erwachen, immer fester einschläft, der Schwester gedenkt, neben der sie schläft. Daß Geschister auch bei Goethe in eigentlicher

wie in übertragener Weise geradezu für Schwester steht, ist bekannt. Hier bestimmte der Reim zur Wahl. Ueber den ähnlichen Gebrauch von geschwistert vgl. B. III, 37.

S. 57, 22. Zur Vermeidung eines Mißverständnisses bemerke ich, daß hier nur von der betreffenden Aeußerung die Rede ist, man werde die wenigen für Friederiken nach bekannten Melodien gedichteten Lieder bald herausfinden. Daß er die an Friederiken persönlich gedichteten Lieder, wie später die an Lili, im Gedächtnisse hatte, liegt offen vor.

S. 58. Vor der Reise nach Saarbrücken könnte auch das erst jetzt nach Kruses Abschrift bekannt gewordene, freilich keine feste Zeitbestimmung gestattende Liedchen Goethes gedichtet sein:

Balde seh' ich Rickchen wieder,
Balde, bald umarm' ich sie,
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

O wie schön hats mir geklungen,
Wenn Sie meine Lieder sang!
Lange, hab ich nicht gesungen,
Lange, liebe Liebe*), lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt sing' ich, und ich habe
Volle Freude, süß und rein;
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

Das Entfliehen seines Mädchens geht auf die Trennung von der Geliebten, nach welcher er sich immer sehnt; er empfindet darüber wahren Gram, im Gegensatz zu dem, den er sonst

*) Die Kommata haben wir hinzugefügt.

wohl in Liedern darstellte, die er zu bekannten Melodien machte; daß dieser in sein Lied nicht übergehe, ist freilich ein gezwungener Ausdruck dafür, daß er ihm kein Lied eingebe Die Zeit, welche er nicht mehr gesungen, kommt ihm heute, wo er zuerst durch die Hoffnung, die Geliebte bald wieder zu umarmen, froh belebt und zum Liede gestimmt wird, unendlich lang vor. Anfang und Ende des Liedes stellen die freudige Stimmung auf das glücklichste dar, der erste die Freude, sich bald ihrer Gegenwart wieder zu erfreuen, das andere die wonnige Liederlust.

S. 59. Nach Kruses Abschrift überschrieben (oder vielmehr, wie ich aus Kruses mündlicher Aeußerung weiß, sind die Worte seitwärts hinzugefügt): „Als ich in Saarbrücken". Von Loepers Ansicht, das Lied sei von Lenz (a. a. O. III, 245 f.), kann ich nicht theilen. Kruse sah das Lied von Goethes Hand, die er aus den andern Gedichten kannte, und die Seitenbemerkung war von derselben Hand. Daß „ein auf diesem Gebiete ganz unerfahrener Student sich in Goethes Handschrift so leicht habe irren können", ist doch eine bedenkliche Annahme. Wie? Kruse sollte die Hand Friederikens, die bei seiner Annahme allein die Worte „Als ich in Saarbrücken" geschrieben haben konnte, nicht von der Goethes haben unterscheiden können? Und Friederike sollte ein von ihrer Hand geschriebenes Lied von Lenz aufbewahrt haben? denn wir werden doch nicht gar annehmen sollen, das Gedicht sei von Lenz, die Nebenschrift von Friederiken gewesen, und Kruse habe beide Hände mit der wohlbekannten Goethes verwechselt. Die Schwierigkeit, die in der Bestimmung „Als ich in Saarbrücken" zu liegen scheint, glaube ich gehoben zu haben. Bei von Loepers Beziehung trifft der Mai nicht zu, der nach meiner Deutung, daß das Lied nicht persönlich auf Friederiken geht und nicht an Sesenheim zu denken, sich erklärt. Mehreres erinnere bestimmt an Lenz, meint

von Loeper, so das Weinen des Himmels, das gleichzeitig in Lenzens Pyramus und Thisbe vorkomme, als ob das Nachweinen des Himmels nicht ein so natürliches, aus den Verhältnissen hier von selbst hervorgehendes Bild wäre. Und auch das itzt wird für Lenz in Anspruch genommen. Aber warum sollte sich Goethe hier nicht des bei Dichtern gangbaren itzt bedienen (Klopstock wählt nach dem Wohllaute zwischen itzt und jetzt), das ihm hier nicht allein wollautender scheinen konnte, sondern des Reimes wegen von Werth war. Auch außerhalb des Reimes hat Goethe itzt in Jägers Nachtlied 5 in der ersten Fassung. Wie hoch wir auch von Loepers Urtheil halten, auf solche nichts beweisende und aufklärende Gründe hin können wir das anmuthige Lied Goethe nicht aberkennen.

S. 60 f. Die allein maßgebende Abschrift von Kruse hat V. 18 Thal, dagegen 3 das von uns gegebene dich, am Ende von V. 2 und 29 nach wiedersehn Fragezeichen (an letzterer Stelle mit Gedankenstrich), nach 6 Komma, nach 18 und 31 Gedankenstrich, dagegen 19 nach mehr Komma, 21 zurück, doch und am Ende Komma, nach 29 Ausrufungszeichen. Bernays hat kein Bedenken an der Echtheit des Gedichtes, welche Viehoff, Schäfer, Strehlke, Schröer (die deutsche Dichtung im 19. Jahrhundert S. 424) und von Loeper (a. a. O. 245) angefochten haben. Aber Kruses Zeugniß läßt sich nicht so ohne weiteres abweisen, und es ist eben eine falsche Ansicht, wenn man meint, Goethe habe auch nicht einmal ein schwächeres Gedicht machen können. Freilich von Loeper behauptet, das Gedicht sei von Anfang bis zu Ende so Lenzisch, daß man die Wendungen desselben fast durchweg in dessen andern Gedichten wiederfinde, aber nicht bei Goethe, der mit Verzweiflung und Gram nicht so leicht bei der Hand gewesen, damals am wenigsten; auch passe die

äußere Lage nur auf Lenz. Wir wissen gar nicht, daß Lenz je mit Friederiken in Straßburg zusammengekommen, wogegen unsere Verse zu dem Berichte Goethes von dem Besuche Friederikens in Straßburg, dessen Verschiebung in den Winter wir Loeper nicht zugeben können, sehr wohl passen. Warum Goethes Seele nicht nach Friederikens Entfernung so verdüstert habe sein können, daß er in dichterischer Ueberspannung von Verzweiflung und Grab gesprochen*), sehen wir nicht, ja man könnte hierin gar eine Einwirkung von Lenzens Umgang erkennen, der leicht zum Aeußersten griff. Man fühlt, daß unser Gedicht nicht ganz rein aus dem Herzen geflossen, und doch glaubt man manchmal Goethes eigenste Stimme zu vernehmen. Die Lage Goethes war Friederiken gegenüber eine äußerst sonderbare, so daß man sich nicht wundern darf, wenn er sich zu Tiraden hinreißen ließ, aber bald fand er sich wieder.

S. 63. Bei Bernays steht Str. 3, 4 strudelt. 7 ist gäb Versehen unseres Abdrucks statt brächt'.

S. 64. Die Verse weist Bernays mit von Loeper dem Juli 1775 zu; und zwar so, daß man glauben sollte, das bloß erschlossene Datum stehe darüber.

S. 69. Bernays verlegt dieses Gedicht in den straßburger Aufenthalt, ebenso die Verse „Ach, wie sehn' ich mich nach dir", (S. 114), die er unter der von Bergk gegebenen Ueberschrift Sehnsucht bringt.

S. 96. Das Lied „Auf dem Land und in der Stadt" aus Erwin und Elmire sandte Goethe im Dezember 1773 an Johanna Fahlmer. Ein Brief, mit welcher er dieser das Portrait der Klettenberg überschickt hätte (vgl. oben S. 97), findet sich nicht.

---

*) Am Ende des Gedichtes Christel (Lieder 7), will der Liebende an der Brust der Geliebten sterben.

S. 107 f. Goedeke hat freilich neuerdings (Archiv für Literaturgeschichte VI, 221 f.) für Käthchen, Fränzchen und Lisette junge Damen aus Goethes frankfurter Bekanntschaft endeckt; nur bei der auf böse reimenden Therese und der Dorilis ist es ihm nicht gelungen, solche aufzutreiben, und übel ist es auch, daß Antoinette Gerock gar nicht zu einem Reime Anlaß gegeben hat.

S. 112, 3. Es ist hier, wie 142, 19 Poematia zu schreiben.

S. 114, 12. Einen Beweis, daß das Lied „Ob ich dich liebe, weiß ich nicht" von Goethe sei, hat von Loeper (Schnorrs Archiv V, 95 f.) in einem Briefe von Bettina von Arnim gefunden, nach welchem diese dasselbe, freilich verändert und erweitert, an Schleiermacher nach einer Predigt gesandt hatte. Vgl. ihren Brief an Pückler Muskau vom 3. März 1834.

114, 18. Man hat das Lied „Ach wie sehn' ich mich nach dir" für sehr unpoetisch gehalten. Es spricht die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen (auch Faust redet Gretchen „kleiner Engel" an) gefühlvoll aus. Er wünscht, daß es ihm auch nur im Traum erscheinen möge; dabei erinnert er sich aber, wie er oft schwere Träume von der Geliebten gehabt, doch auch die Noth um sie will er gern ertragen, wenn er sie nur sieht. Freilich fällt der Schluß etwas ab. Mit Geistern, die im Traum, wie in Zaubergeschichten, ihm die Geliebte entreißen wollen. Die Reimform weicht im Anfange von den folgenden sechs Versen ab.

S. 118. Wir geben hier die Abweichungen in den Abschriften Lachmanns und der Frau von Stein. 2 Verstarb an L., 3 dann L., denn St. statt so, 4 ein starker St. L., 6 Wie's denn so St., 7 „Der setzt sich nieder auf das Grab" L., „Er sitzt nothdürftig" St., 8 „Legte da sein" St., Häuflein L. St., 9 „Schaut mit Behagen" L., Beschaute St., 10 „Ging wohl

erathmet" St., erathmend als Aenderung L. (erathmen im Sinne von aufathmen), 11 sprach St., 12 „Der arme Mensch, er dauert mich" L., „Mensch, wie hat er sich doch verdorben" St. In der Fassung bei Frau von Stein hat Goethe offenbar einzelnes geändert. — In dem Stoßgebet hat die Handschrift nach Bernays V. 2 seinen statt Werthers.

S. 121. Suphan in dem ergebnißreichen Aufsatz: „Goethische Gedichte aus den siebziger und achtziger Jahren in ältester Gestalt" (in Höpfners und Zachers „Zeitschrift für deutsche Philologie" IV) bezieht auf Lili folgendes in Herders Papieren gefundene Gedicht, das er in den Winter 1774/75 setzt:

Auf der Jagd.

Umschwebst du mich, Götterbild,
Acht' ich nicht Nord und Frost,
Noch das Schneegestöber,
Das des Tannenwalds
Stolze Wipfel beugt.

Umschwebst du mich, Götterbild,
Schaut mein kühnerer Blick
Von der Felsenhöh'
Furchtlos hinab,
Wo der Abgrund droht.

Neben dir, Götterbild*),
Ruht sichs sanft im Thal,
Wenn Mailust uns weht,
Wenn balsamischer Duft
Unser Lager bethaut.

Holdere Göttin der Zeit,
Eil' ich im Blumengewand
Bald, o balde herab,

*) Mit feinem Gefühl hat Suphan bemerkt, daß der vor diesem Verse in der Abschrift durch „Umschwebst" angedeutete Refrainvers bloß auf Irrthum beruhe.

Einsam find' ich dann oft
Dich im Buchenhain,
Himmlisches Götterbild.

Schon Suphan hat die Aehnlichkeit des Anfangsrefrains mit Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 14) und das Anklingen an Jägers Abendlied (Lieder 81) bemerkt. Wir haben hier, wie in letzterm, kurze Verse und kleine Strophen, abweichend von Wanderers Sturmlied (I, 67 f.). So wenig ich Jägers Abendlied mit andern durch das Verhältniß zu Lili veranlaßt glaube, so wenig unser Auf der Jagd. Es ist eine ähnliche frühere Ausführung derselben Situation. Der Jäger fühlt sich von dem Bilde der Geliebten, die für ihn verloren ist, in schrecklichstem Winterwetter und in grausester Umgebung freundlich umweht, so daß er der Unannehmlichkeit nicht achtet, den Abgrund nicht fürchtet. Aber wie schön wird es sein, wenn er im Mai, im Thale ruhend, von ihrem Bilde besucht wird. So bittet er denn die Frühlingszeit (die holdere Zeit), rasch heranzukommen, auf daß er dann oft einsam im Buchenhaine des Bildes sich freue. Das Versmaß ist ähnlich wie in der Ode an Schwager Kronos trochäisch-daktylisch und choriambisch (vgl. B. I, 108).

S. 124. Mit der Bekanntschaft der Stolberge setzt Suphan auch folgendes gleichfalls in Herders Papieren gefundene Gedicht in sehr wahrscheinliche Verbindung:

Als auf einem Landgut bei Kopenhagen drei Urnen gefunden wurden.

In Siegesfrieden ruhe,
Heldengebein
Dreier Edler, freier Vorzeit Söhne.
Fromme fanden dich, gaben dich wieder,
Mit Ehrfurcht segnend,
Dem kühlen Hügel, der auch ihrer harrt.

Möglich daß die Stolberge Goethe vor ihrer Ankunft davon geschrieben hatten oder während ihres Zusammenseins mit ihm davon sprachen oder endlich daß die Kunde davon, die sie in Weimar empfingen, sie und den Dichter zu einer Feier dieser Begebenheit trieb. In Weimar sollen die Stolberge der Sage nach aus Urnen, die man in einem Grabhügel gefunden, auf Tuiskons Wohl getrunken haben. Die fromme Verehrung der Auffinder dieser heiligen Reste einer großen Heldenzeit wird hier gefeiert, die wohl empfunden, daß dieselben der Erde gehören, die auch sie einst aufnehmen wird. Das Gedicht beginnt jambisch, dann folgen eben so viele längere trochäische Verse, es schließt mit jambischen Versen, von denen der letzte länger ist, um gleichsam das Gefühl langsam verklingen zu lassen.

S. 126. Als Goethe zu Oberried am brienzer See bei dem Pfarrer in der Stube sich befand, wo Lavater die Idee zu seinen physiognomischen Fragmenten gefaßt und den ersten Entwurf derselben begonnen hatte, schrieb er auf die Wand die an diesen gerichteten Verse:

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig.
Machst du hier,
Machst du mir
Deine Werklein fertig.

Bekanntlich gingen die Fragmente vor dem Drucke durch Goethes Hand, der manches daran änderte und selbst vieles dazu schrieb. —

Aus der frühern Gestalt des Liedes Hoffnung ergibt sich jetzt, daß es Ende 1776 fällt. Vgl. zu 146, 8.

S. 146, 4. Wir wissen nun, daß Goethe zu Ilmenau am 6. Mai das Gedicht Rastlose Liebe (Lieder 69) dichtete.

S. 144, 12. Vielleicht deutet die Eintragung des Tagebuchs vom 21. Juli „Tanz des leidigen Geschlechts“ auf ein Gedicht hin, wie daselbst Lied 83 als „Gesang des dumpfen Lebens“ bezeichnet wird. Auch habe ich vermuthet, daß in dem Eintrag vom 13 September, der bei Keil lautet: „War unfähig die Natur zu fühlen ut“ das schließende ut aus dem Zeichen)(verlesen sei, und wir hier den Anfangsvers eines an diesem Tage von Goethes gemachten oder begonnenen trochäischen Gedichtes haben.

S. 145, 13. Er erfand es am 11., fing auch gleich zu schreiben an und dichtete daran den ganzen folgenden Tag, doch blieb es liegen, als er am 13. nach Weimar zurückgekehrt war.

S. 146, 9. In diese Zeit fällt die erste Fassung des Gedichtes Hoffnung (Lieder 84).

S. 147, 15. Lies am Morgen des 12, und 16 diktirte statt dichtete.

S. 150, 20. Am 22. Oktober schrieb er dem Tagebuch zufolge ein Gedicht auf den Geburtstag der Herzogin Mutter (den 24), das er am 23. auf Seide drucken ließ.

S. 155. In die Jahre 1776—1778 gehört nach Suphans geistreicher Vermuthung das in Herders Papieren gefundene Gedicht:

Schottisches Lied.

Mir ist, als müßt' ich dir was sagen,
Als wollte dir mein Herz was klagen;
Mein Innerstes beweget sich,
Mit jeder Regung lieb' ich dich.

Mir ist, als müßt' ich zu dir wallen,
Als Pilger dir zu Füßen fallen,
Von mancher Regung heilen mich
Und ach nur sehn und lieben dich.

Mein Herz den Banden will enteilen,
Mein Auge möcht' an deinem weilen,
Und Herz und Aug' ergießen sich;
Mit vielen Thränen lieb' ich dich.

Einen entscheidenden Grund, hier an ein eigenes Gedicht Goethes zu denken oder die bloße Entlehnung eines Motivs eines schottischen Liedes oder die ganz freie Behandlung eines solchen zu vermuthen, sehen wir nicht; denn Suphan legt doch in V. 7 „Von mancher Regung heilen mich" viel zu viel, und die Heilkraft der Liebe ist keineswegs eine der Volksdichtung fremde Vorstellung. Auch scheint es uns unwahrscheinlich, daß Goethe einem Gedichte, von dessen beabsichtigter Veröffentlichung wir wenigstens nichts wissen, die Ueberschrift Schottisches Lied gegeben haben sollte. Er konnte sehr wohl schon in Frankfurt ein solches übersetzen, wie Herder im September 1771 „eine Anzahl altschottischer und englischer Lieder" übertrug (Aus Herders Nachlaß III, 95. 102 f.). Wir erkennen hier keinen Zug, der einem schottischen Liebesliede fremd schiene.

S. 197†. Sehr stark erklärt sich von Loeper brieflich gegen meine Veränderung von Weib in weit. Weib sei nicht allein richtig, sondern nothwendig; nur sei schreib statt schreit zu lesen. Aber dieses schreit dürfen wir uns nicht nehmen lassen, das sich zum Singen verhält, wie darauf das Springen zum Tanzen. Die Laune, er solle nicht bloß hoch, sondern auch weit (daß man es weit hört) leben, entspricht dem Ton des Ganzen.

S. 210, 11. Rastlose Liebe und Hoffnung gehören dem Jahre 1776 an.

S. 222 zu Ende. In Pempelfort trieb ihn eine scharfe Beurtheilung seines Großcophta zu der Abfertigung in Künstlers Fug und Recht (Kunst 11).

S. 223, 25. Von Loeper versteht unter dem räthselhaften Lied die Distichen Der neue Amor (Antiker Form sich nähernd 28). Aber nach Goethes Erzählung war dieses Gedicht zu Münster entstanden und hatte in dem dortigen frommen Kreise nicht mißfallen, so daß er es nicht erst ein halbes Jahr später durch Jacobi an die Galizin schicken konnte.

S. 232, 11. Es geht die Sage, ein noch ungedruckter Brief W. von Humboldts an Schiller beweise, daß dieser unter dem Spinnerliede wirklich die Spinnerin gemeint. Sollte das Unglaubliche hier wirklich wahr sein? Möglich, daß im gedruckten Briefe Spinnerlied verlesen ist.

S. 232, 26. David Veit berichtet in einem Briefe an Rahel vom 4. Juni 1795: „Goethe hat die Claudine am vorigen Sonnabend (den 30. Mai) aufführen lassen. Vor einiger Zeit, da er hier (in Jena) war, ließ ihm Latrobe (ein junger talentvoller Engländer, den Goethe sehr schätzte) ein Lied von ich weiß nicht wem? und aus dem musikalischen Blumenstrauß, komponirt von Zelter, mit dem Anfang „Ich denke dein" vorsingen und spielte es selbst. Er war tief gerührt von der Komposition, ging nach Hause und flickte es mit aller Gewalt in die Claudine ein, aber mit ganz verändertem Texte." Aus dem Arienbuch der Claudine theilt Veit das Gedicht mit. Gewiß lag bei der Dichtung die Einschiebung in Claudinen zunächst fern.

S. 234, 25. Auf dieses Epigramm bezieht sich zunächst die Aeußerung Humboldts im Briefe an Schiller vom 20. November 1795, die Goedeke und Fielitz in Schnorrs Archiv V, 468 f. auf beabsichtigte Xenien gegen Newton beziehen.

S. 239*. Er deutet damit auf den ersten Theil seines Vornamens Wolfgang, den man auch in Wolf verkürzt. So nannten die Stolberge Goethe ihren Wolf.

S. 286, 15 f. Von Loeper hat im Archiv für Literaturgeschichte V, 99 f. zu erweisen gesucht, daß die Uebersetzung nicht von Goethe, sondern von Gries sei, wogegen ich in demselben Archiv VI auszuführen unternommen, daß Goethe die Uebersetzung von Gries nur benutzt habe.

S. 290*. Von Loeper erklärt sich gegen die von mir angenommene Ironie. Goethe habe blos Böttigers Gedanken deutsch wiedergeben wollen. Das wäre doch unseres Dichters kaum würdig gewesen, und es hätte nicht ungeschickter geschehn können. Goethe trifft eben den sonderbaren Einfall, durch „lichtscheue Kauze" den Wagen des Genius der Philosophie ziehen zu lassen. Auch sind alle Sprüche Goethes unter dem Striche der Literaturzeitung xenienartig und die Weise, wie Goethe das Distichon mit der Anzeige des Erscheinens der Medaille verband, deutet auf Spott.

S. 306 zu Ende. Zum Geburtstage des so lange befreundeten Präsidenten von Ziegesar in Drakendorf, den 5. April, dichtete Goethe das launige Lied, welches von Loeper in Eichstädts opuscula oratoria nachgewiesen und daraus im Archiv V, 102 f. hat abdrucken lassen:

Am 5. April 1810.

Frisch hinaus, wo frohe Köste
Heut an seinem Wiegenfeste
Unser Herr, der ehrenfeste
Von Ziegesar hält.
Den Geschäften froh entnommen,
Sind ihm Gäste sehr willkommen,
Und Erholung wird ihm frommen,
Der sich Scherz gesellt.

Aufgeheitert die Gesichter!
Wie das flackernde Gelichter,
Das als seines Ruhms Berichter
Dieser Kuchen trägt.

Jedes deutet auf ein Lüster,
Das als Rath und als Minister,
Doch bei weitem mehr illüster,
Er zurückgelegt.

Wie viel Händel Er geschlichtet,
Wie viel Klagen Er vernichtet,
Wie viel Rechnungen gesichtet,
Ist der Rede werth!
Und des Lebens kein Verächter,
Vater edler Söhn' und Töchter,
Hat er stets als Mann und echter
Deutscher sich bewährt.

Und noch in des Lebens Reste
Hält er feiernd nicht Sieste,
Sorgt noch stets für fremdes Beste
Dort in dem Asyl.
Seiner Jahre seltne Tugend,
Weisheit mit der That verfugend,
Sei Exempel unsrer Jugend,
Sei ihr edles Ziel!

Goethe brachte dieses Lied selbst zur Geburtstagsfeier nach dem bei Jena gelegenen Gute zu Drakendorf mit, wohin sich Ziegesar zurückgezogen hatte. 1809 war dieser Generallandschaftsdirektor geworden. Das Lied war auf dieselbe gefällige russische Melodie gedichtet, nach welcher am 16. Februar das umgekehrt mit „Rasch herein und nicht gezögert!" beginnende Festlied „Maskenzug russischer Nationen" gesungen worden war. Str. 2 deutet auf den Geburtstagskuchen hin, auf welchem nach guter thüringischer Sitte für jedes Lustrum ein Wachsstock brannte. Gewöhnlich war für jedes Jahr ein Wachsstock bestimmt, wie bei der Feier von Goethes Geburtstag zu Gotha im Jahre 1801.

S. 327, 1. Das zu Regensburg mit der Bezeichnung von Goethe gedruckte „allgemeine Volkslied am 18. und 19. Oktober"

hat mit unserm Dichter nichts zu thun. Vgl. Schnorrs Archiv IV, 192. 213 f.

S. 332, 20. Lies 1767 statt 1768.

S. 327 l. Z. Von Loeper denkt an Stücke aus dem Buche der Sprüche im Divan.

S. 343, 2. Am 23. ist „Wie mit innigstem Behagen" (Divan VIII, 47) gedichtet. — 8 ist zu lesen Marianne mit ihrem Gatten und dessen Töchtern.

S. 345. Mit dem Datum des 1. Januar 1816 und der Abweichung War (statt Es war) V. 11 und der auf Versehen beruhenden Auslassung des in 19 gab Goethe das Gedicht an Fanny Caspers, die als junges Mädchen mit ihrer ältern Schwester vom März 1800 bis Ostern 1802 auf der weimarer Bühne gespielt hatte. Auf sie könnte sich die hier lustig dargestellte Geschichte um so eher beziehen, als diese, nachdem sie sich in dem Pensionat von Frau Stieler in Gotha ausgebildet hatte, nach und nach in verschiedenen Stellen als Erzieherin und Gesellschafterin war, bis sie 1819 zu Rom Thorwaldens leidenschaftliche Liebe erregte. Es könnte die Geschichte sich in der letzten Nacht des vorigen Jahrhunderts ereignet haben, die Schiller, Goethe, Schelling, Hufeland und Steffens beim Champagner nach der durch einen Aufzug belebten Redoute auf dem Stadthause feierten. Nur wird die Annahme dadurch bedenklich, daß Goethe die Verse schon am vorigen 2. November in Jena auf ein Blatt geschrieben hatte, da es an sich unwahrscheinlich, daß er dasselbe Gedicht zweimal der Caspers gegeben oder wenigstens zweimal für sie geschrieben habe, allein möglich bleibt dies immer, mochte nun der Caspers das frühere Blatt entkommen sein oder dies unter Goethes Papieren sich verloren gehabt haben. Das Datum des 1. Januar würde vor-

trefflich stimmen, da die Geschichte gerade in der Neujahrsnacht sich ereignet hatte. Man könnte auch daran erinnern, daß die Caspers in Weimar zuletzt in dem Stücke Das Räuschchen aufgetreten war. Die Vermuthung, Goethe habe Schmaus statt Mahl schreiben wollen, wohl ursprünglich geschrieben, könnte man dadurch bestätigen, daß sonst immer nur ein einfacher Reim sich findet, der auf aus dagegen mehrfach wiederkehrt, auch sogar in der Verkleinerungsform Mäuschen mit dem unrein reimenden Räuschchen. Die Handschrift von 1816 befindet sich im Besitze des Kronprinzen von Oesterreich; nach der von 1815 hat von Loeper das Gedicht abdrucken lassen.

S. 348, 1. Das Distichon trägt die Ueberschrift: „Zum Andenken des 28. August 1815."

S. 355. Der Spruch „Was ich — erwandert", der auch 1817 vor dem ersten Bande zur Naturwissenschaft steht, ist volksthümlich.

S. 357, 8. Die Verse im Divan „Kenne wohl der Männer Blicke" (VIII, 10) sind vom 17. Dezember.

S. 362*. Von Loeper denkt an Gries.

S. 368. Die genaue Fassung der Verse gibt von Loeper im Archiv V, 103. V. 1 steht Heuer als, 2 Wiegt in, 4 Auch in und abgespiegelt, 5 im Heft. Die Aufschrift lautet „Herrn Cunos Buchhandlung zum eisernen Kreuz", das Datum „Carlsbad, Ende Mai 1820".

S. 381, 11. Statt Grotius muß es Knaben heißen.

S. 386, 6. Von Loeper bemerkt mir dagegen brieflich (April 1875), die noch lebende Ulrike bestreite, daß Goethe ihr Herz und Hand angeboten. Das Verhältniß war jedenfalls so leidenschaftlich, daß Gerüchte von Goethes Verbindung mit dem jungen Mädchen sich bis zum Rhein verbreiteten. Wir lassen

gern eine Behauptung fallen, die wir nicht beweisen können. Vgl. die Angaben in Schröers Buch: „Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts“ S. 440 f. Uebrigens sei auf die Erklärung B. III, 384 ff. verwiesen.

S. 392, 16. Von Loepers Beziehung der Verse auf die neue Ausgabe des Werther (1824) ist mir unklar.

S. 394. Der Verse „Meinen feierlich Bewegten“ nimmt sich von Loeper an. Goethe spreche den Gedanken: „Die Freude macht mich stumm“ neu und klassisch schön aus; die Strophe „stehe wie ein Monument da“. Im ersten Verse sei mein gebraucht, wie sein in Hermann und Dorothea zu seiner Verwunderten (VIII, 15) stehe. Aber die Bezeichnung derjenigen, die ihn zum Jubelfeste beglückwünscht, als feierlich Bewegte scheint mir unklar, der Ausspruch des Dankes in „mache Dank und Freude kund“ nichts weniger als herzlich, man möchte sagen diplomatisch kalt. Eben so wenig dürfte der Ausdruck des Gedankens gelungen sein, ihre liebevolle Theilnahme habe ihn so gerührt, daß es ihm unmöglich falle, mehr zu sagen, abgesehen davon, daß diese Verse längere Zeit nachher unter sein Porträt zu stehn kamen und er selbst den meisten schon persönlich gedankt hatte. Welches dichterische Leben würde Goethe, wäre er in dichterischer Stimmung gewesen, dem Ausdruck seiner Rührung gegeben haben!

S. 398.*. Von Loeper findet auch die Verse „Die Freunde habens wohl gemacht!“ ganz zweckmäßig. Goethe spreche von Freunden, die er in seinem schönen, von keinem Dichter erreichten Lakonismus fern und nah nenne. Aber wie kann das Exemplar seiner Iphigenie, das er Wagner allein verehrt, den fernen und nahen Freunden einen Dank bringen, der nur Wagner und den Freunden, die dessen Geburtstagsgedicht gesungen, hier ge-

sagt werden soll? Denn an alle Freunde in der Nähe und Ferne, welche ihn diesmal zu seinem Geburtstag erfreut, kann nicht gedacht werden, da an diese ja („bringe hier Iphigenia" heißt es) das Exemplar nicht kam, das Wagner zum Dank erhielt.

S. 412, 8. Hier vermuthet von Loeper wehrhaften statt wahrhaften. Letzteres scheint mir unanfechtbar; der Hauptton liegt auf dem Zusatz für Freunde.

S. 413, 1. Hier möchte ich auf die Mahnung von Loepers den Tadel aus dem Grunde jetzt fallen lassen, weil das ganze Gedichtchen humoristisch ist.

S. 422. Die Sprüche sind aus dem Divan IV, 9, wie von Loeper bemerkt.

S. 428 f. Von Loeper hat geheimen Zweifel an der völligen Echtheit des Gedichtes.

S. 431, 11. Statt Duran muß es Durand heißen.

S. 432, 17 f. Die Strophen sind irrig mit den dornburger Gedichten verbunden; sie gehören in das Jahr 1826. Vgl. S. 400.

S. 434***. Von Loeper denkt an die wirkliche Nacht, die sie vom weitern Pochen abstehn ließ, wonach nur keineswegs Flickwort wäre. Aber diese Auffassung scheint mir der Zusammenhang auszuschließen.

S. 435, 7. Es ist Menschengeschick zu lesen.

S. 439, 23. Nach von Loeper waren die Verse an den jungen früh verstorbenen Arnim vom 15. oder 16.

S. 443, 7 f. Lies die eine.

S. 457, 4. Ist manchen nach Die hinzuzufügen.

S. 465, 13. Wenn in dem an Fr. Oeser geschenkten Hefte viele der in den Liedern gedruckten Stücke fehlen, so dürfte dies sich genügend daraus erklären, daß Goethe ihr nur diejenigen gab, die bereits in Musik gesetzt waren (vgl. S. 28), auch wenn

wir nicht annehmen wollten, daß mehrere erst zwischen die Schenkung des Hefts und Goethes Krankheit fallen.

S. 467, 22. Die andern Distichen sind früher von uns erwähnte.

Im Inhaltsverzeichnisse sollte das Neujahrslied in die Zeit nach der Rückkehr gesetzt sein, was nur die Anordnung im Texte verbot. 470 Z. 19 sind die Verse „Wir werden nun" (S. 104) übersehen, dagegen ist 477 die vorletzte Zeile zu streichen.

Band II.

Zur Zueignung. S. 1. Die erste Fassung unserer Stanzen, der Einleitung der Geheimnisse, hat Suphan in Herders Nachlaß glücklich aufgefunden. Es ist der erste, am 8. August 1784 gemachte und durch Herder an Frau von Stein gesandte Entwurf, von dem Herder (sogleich oder später) Abschrift nahm. Wir geben die Abweichungen vom ersten Drucke nach Suphan. St. 1, 5 stand jedem neuen statt einem jeden. 2, 1 erhob vom statt zog von dem, 3 „Ich sah ihn wechselnd weichend mich umfließen" statt „Er wich und wechselte mich zu umfließen". 3, 3 f. „Hier schien (statt sank) er leise sich hinwegzuschwingen (statt hinabzuschwingen), Hier schien er sich zu Theil. (lies theilen,) zu erhöhn" (statt des schön bezeichnenden „theilt er steigend sich um Wald und Höhn"). 4, 4 Ein Göttliches (statt ein göttlich Weib) und meine (statt meinen), 7 f. „Und zwischen Kommen, zwischen Eilen Blieb sie im Schweben zu verweilen" (statt der nicht allein die zu kurzen Verse verbessernden Fassung: „Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben, Sie sah mich an und blieb verweilend schweben"). 5, 6 Dein oft bethörtes (statt des auch den überzähligen Fuß wegschaffenden Dein strebend). 6, 6 leis (statt des schön bezeich-

nenden sanft), 7 f: „Durch Dich genieß' ich nun der Erde liebste Gaben, Und was ich haben kann“ (statt des auch die Länge beider Verse beseitigenden: „Du schenktest mir der Erde beste Gaben, Und jedes Glück“). 7, 1 ich höre (statt Zwar hör' ich), 2 nennt (statt heißt). 8, 1 und (statt sie) sprach, 2 noth es war (statt nöthig wars), 3 für (statt vor), 6 „Um Deine Pflicht mit Murren“ (statt „Versäumst die Pflicht des Mannes“), 7 „An Irrthum nicht, an Maß nur“ (statt „Wie viel bist Du von andern“), 8 Bescheide (statt Erkenne). 9, 3 Der gute (statt Ein froher), 5 In andern (statt Für andre) und für mich (statt in mir), 6 ich (statt und) will, 8 andern (statt Brüdern). In der zehnten Stanze ist nur der letzte Vers unverändert geblieben, selbst die Reimworte V. 2. 4. 6 sind geändert. Sie lautete früher mit einem überzähligen Fuß in V. 2:

Mit einem Blick voll Mitleid, wie ein Wesen
Von höhrer Art uns sieht, voll Nachsicht, die uns weist
Zurück in uns und unsre Schwäche lesen
Und wieder uns mit Muth zu streben heißt,
Sah sie mich an, und ich war schon genesen;
Es sank und stieg von sanftem Druck mein Geist,
Mir wars, ich könnt' mit geistigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

St. 11, 4 begann: „Sie zog ihn und“ (statt „Er ließ sie ziehn“), 5 lautete: „Das Auge ließ ich nach dem Thale schweifen“ (statt „Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen“), 7 stand Nun (statt Nur), 8 schwebt' (statt floß). 12, 4: „Nimm dies (oder Dein) Geschenk, das“ (statt: „Empfange hier, was“), 6: „Der es einmal aus meinen Händen nimmt“ (statt: „Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt“), 7: „Hier Morgennebel gleich verbrämt mit Sonnenklarheit“ (statt des den überzähligen Fuß

entfernenden: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit“). 13, 4: „Umhaucht euch Würzgeruches Duft“ (statt des die gesetzmäßige Verslänge herstellenden: „Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft“), 5: „Es schweigen alle bange Erdgefühle“ (statt: „Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle“), 6 es (statt sie). 14, 3 f. lauteten ganz abweichend:

O kommt mit mir und bringt mir euren Segen,
Mit dem allein mein Leben ihr beglückt.

5 stand die Anrede „Geht froh mit mir“ (statt „Wir gehn vereint“), 6 noch zweimal (statt so) und entzückt (statt des in der ersten Fassung schon V. 4 gebrauchten beglückt), 7 auch denn (statt dann auch). Die metrischen Abweichungen von der strengen Stanzenform, die sich Goethe vorgesetzt hatte, beruhen offenbar auf Versehen, die er bei der Schnelligkeit, womit er die Stanzen absandte, nicht entdeckte. Daß die ältere goethesche Stanze in diesen Gedichten nur eine Uebergangsform zu Goethes späterer Behandlung gewesen, müssen wir Suphan entschieden bestreiten. Von den 112 Versen der Zueignung sind nur fünf um einen Fuß zu lang, drei ebensoviel zu kurz, und von den vier uns sonst in der ersten Gestalt bekannten Stanzen der Geheimnisse hat nur eine zwei zu lange Verse (3 und 7). Haben sich ja auch sogar in den nach der Rückkehr aus Italien durchgesehenen Geheimnissen drei zu lange (10, 4. 19, 8. 32, 6) und ein zu kurzer (16, 2) Vers erhalten und der von Suphan unerwähnt gelassene Wechsel in den männlichen und weiblichen Versen zeigt sich nicht blos in zwei Strophen der Zueignung, sondern auch in fünf Versen der Geheimnisse. Diesen Thatsachen und dem gegenüber, was ich weiter über die Bildung der goetheschen Stanze S. 6 f. bemerkt habe, ist es unzweifelhaft, daß Goethe sich das Gesetz seiner Stanze

den freiern wielandischen gegenüber festgesetzt hatte, ehe er zur Dichtung der Geheimnisse sich wandte, und die Abweichungen davon nur Versehen sind, wie die Fünf- oder Siebenfüßler im Hexameter. Nicht allein die nähere Durchsicht der Einleitung seiner Geheimnisse hatte sich der Dichter noch vorbehalten, sondern er dachte derselben auch noch neue Stanzen einzuverleiben. Vgl. das S. 3 Bemerkte.

Zu der Erscheinung der Göttin vergleicht Boxberger die von Petrarca beschriebene seiner Laura vor dem Anbruche des Tages in dessen Trionfo della morte capit. 2. Dort heißt es:

Quando donna sembiante alla stagione,
  Di gemme orientali incoronata
  Mosse ver me da mille altre corone,

E quella man già tanto desiata
  A me, parlando e sospirando, porse,
  Ond' eterna dolcezza al cor m'è nata:

Riconosci colei, che prima torse
  I passi tuoi dal pubblico viaggio,
  Come 'l cor giovenil di lei s'accorse.

Così, pensosa, in atto umile e saggio
  S'assise, e seder femmi in una riva,
  La qual ombrava un bel lauro ed un faggio.

Come non conosco io l'alma mia Diva?
  Risposi in guisa d'uom che parla e plora.
  Dimme pur, prego, se sei morta o viva.

Mag immer Goethe die Stelle Petrarcas vorgeschwebt haben, die ganze Erscheinung hat er durchaus frei ausgebildet. Vgl. auch II, 222.

Der neue Amadis. S. 25. In der Sammlung welche Goethe 1777 für Frau von Stein machte, änderte er hier nach der vorhandenen Abschrift der letztern nichts. Die Ueberschrift fehlt. In der Liedersammlung von Corona Schröter heißen unsere Verse Jugendlied. Goedeke (Archiv VI, 228) hält seltsam

genug das Gedicht Der neue Amadis für satirisch und glaubt es, „wenn nicht direkt auf J. G. Jacobis frühere süß lakirte Manier, doch gegen die geleckte Poesie gerichtet", der jener gehuldigt. Daß Goethe es trotzdem an Jacobi zur Aufnahme in die Iris gerichtet, befremdet ihn nicht, da er sich einbildet, der an Fr. Jacobi mitgetheilte Satyros „habe sicher auf den Kreis in Pempelfort Bezug". Goedeke scheint gar nicht gewußt zu haben, daß die Ueberschrift Der neue Amadis nicht von Goethe, sondern von J. G. Jacobi stammt.

Heidenröslein. S. 29. Daß Herder das zu Grunde liegende Volkslied schon im Sommer 1769 bei der ersten Fassung seiner Briefe über Ossian gekannt, ist von Suphan (Archiv V, 88 ff.) erwiesen, der unabhängig von mir Biedermanns Behauptung wiederlegt hat. Derselbe bemerkt, Goethe habe das von Herder wohl in Ostpreußen vernommene Lied zu seinem Ideal zurückgedichtet und dadurch ein Recht darauf gewonnen.

Christel. S. 35. In Boies Nachlaß hat sich eine Abschrift der ersten Fassung des Gedichtes gefunden, welche Goethe diesem am Ende 1774 zur Aufnahme in den Musenalmanach mitgetheilt hatte. Ueberraschend ist hier die Ueberschrift Auf Cristianen R. Man hat sich bemüht, eine Christiane R. aufzuspüren, in welche Goethe so toll verliebt gewesen sei, aber wir dürfen wohl behaupten, daß wir von einem solchen Verhältnisse anderswoher unterrichtet sein würden, und am wenigsten konnte der Dichter die Geliebte so offen vor aller Welt bezeichnen wollen. Es war nur ein launenhafter Einfall, daß er durch die Ueberschrift glauben machen wollte, es beziehe sich auf eine bestimmte Liebschaft. Boie nahm das durch kecke Wahrheit ausgezeichnete Gedicht wohl nicht auf, weil es ihm für feinere Kreise anstößig schien, wie auch später der Gattin Herders. Aus dem Abdrucke nach der

Handschrift bei Bernays ergeben sich folgende Abweichungen von der Mittheilung im Merkur. V. 1 steht dummen, 10 Braunen (statt Braue), 13 „Was sie so gar einen süßen Mund“, 19 „gehts herum, da gehts“, 21 tummlig, 24 Ist, 29 lauft, 36 nicht (statt nit), 37 ich fasse. Mehrfach stimmt damit die Abschrift der Frau von Stein, welche V. 1 dummen, 10 Braune, 14 Wanglein, 18 luftgen, 24 Ist, 36 nicht hat. Es hat sich aber auch die für die erste Ausgabe der Werke bestimmte Fassung erhalten. Bekanntlich wurde das schon zum Druck abgesandte Gedicht auf die Mahnung von Herders Gattin daraus weggelassen. Keil, der diese mittheilt, hat sich zu der Annahme verirrt, es sei dies die ursprüngliche Gestalt und das (schon 1774 erwähnte) Gedicht sei auf die Christel von Artern gemacht, in die Goethe, wie er launig an Frau von Stein schrieb, sich am 15. Juli 1776 zu Apolda verliebte. Ueberschrieben war es hier zuerst Taumel, was darauf mit Bleistift in Der erste Verlust verändert ward. Hier stand V. 1 dummen (wie schon ursprünglich), 2 gar zu, 7 sehr gut Warum statt Und wie, dagegen 8 Und wie statt Warum, 18 lustigen (wenn Keils Abdruck richtig ist), 21 taumlich, 22 Ich wiege, 24 Ist, 26 rings statt rund, 35 Dafür und nicht.

Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. S. 55. Wir haben hier offenbar die Nachahmung eines ähnlichen dichterischen Wettkampfes in dem von Gotter nach Gozzi bearbeiteten Lustspiel Das öffentliche Geheimniß.

Der Abschied. S. 67. Auch Bernays setzt das Lied in den straßburger Aufenthalt, obgleich es sich nicht in Friederikens Nachlaß fand. Dagegen bezieht Goedeke (a. a. O. 222) es des Reimwortes Fränzchen wegen auf Francisca Crespel, indem er versichert, es vergegenwärtige lebhaft Goethes Verhältniß

zu dieser, ohne sich darüber klar zu werden, welcher Abschied desselben von der Geliebten gemeint sei, da doch offenbar von einer wirklichen Entfernung des Liebenden die Rede ist.

Nähe des Geliebten. S. 88. Vgl. den Nachtrag zu I, 232.

Am Flusse. S. 94. Dem sonst so bewährten Urtheile meines trefflichen Freundes Vollmer kann ich mich hier nicht anschließen. Derselbe bezieht (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 12. Dezember 1875) auf unser Lied die Aeußerung Goethes im Briefe an Schiller vom 30. Juni 1798: „Hierbei das älteste, was mir von Gedichten übrig geblieben ist. Völlig 30 Jahre alt.“ Meine Deutung dieser Stelle auf das Schäferspiel Die Laune des Verliebten, auf welches die Bezeichnung genau paßt, weist er mit der Bemerkung zurück, in diesem Zusammenhang (die Stelle ist eine ganz für sich stehende Nachschrift) habe von diesem Schäferspiele wohl kaum als Gedicht gesprochen werden können. Aber Goethe nennt Die Laune des Verliebten nicht Gedicht, sondern „das älteste, was ihm von Gedichten übrig geblieben“, wobei er absichtlich den allgemeinen, auf alle dichterischen Versuche gehenden Ausdruck Gedicht wählt. Er schickte das älteste aller seiner Gedichte nicht zur Aufnahme in den Musenalmanach, für den er schon manches Bedeutende geliefert hatte, sondern bloß zur Ansicht, wie er sechs Tage vorher Schiller seinen Elpenor gesandt hatte; er wünschte darüber ein Wort des Freundes zu hören. Unser Gedicht, das erst auf dem zehnten Bogen steht, gab Goethe wohl erst auf Schillers Wunsch vom 5. September, er möge noch etwas zum Almanach stiften. Vollmers Ansicht scheint uns auch an sich unwahrscheinlich, da es schwer begreiflich wäre, wie Goethe ein so schönes Lied von der leipziger Sammlung seiner Lieder ausgeschlossen haben sollte.

Willkommen und Abschied. S. 105. Die ursprüngliche Fassung stimmt mit der in der Iris (vgl. S. 106**) überein, nur stand dort Str. 1, 1 Es schlug mein Herz, 5 Wie ein gethürmter, 2, 2 schläfrig statt kläglich. Beide haben Str. 4, 5 Du gingst, ich stand.

An Belinden. S. 111**. Bernays gibt das Lied aus einer Handschrift, in welcher sich bereits Str. 3, 3: „Hatte schon dein liebes Bild“ findet. Die höchst bedauerliche Schweigsamkeit, in die er auch in Bezug auf seine Handschriften sich hüllt, läßt uns im Zweifel, ob es eine frühere Handschrift oder eine zum Zwecke der Herausgabe 1788 gemachte ist; denn Goethe stellte mehrfach später die ursprüngliche Lesart wieder her, mochte sie ihm nun dunkel im Gedächtnisse schweben oder ihm bei der Durchsicht derselben sich aufdrängen, was er ursprünglich geschrieben, aber später aus irgend einer Rücksicht geändert hatte.

Mailied. S. 112. Goedeke setzt das Lied trotz der Ueberschrift und des darin geschilderten vollen Frühlingslebens in den März 1770, damit der Dichter es seiner Francisca Crespel gesungen haben könne. Wolle man am Mai festhalten, so bleibe doch der Frühling 1770 wahrscheinlich (weshalb?), und das Mädchen könnte dennoch eine der frankfurter Freundinnen sein, obgleich Goethe damals in Straßburg war. Mit solchen eigensinnigen Einbildungen sollte man doch die Zeitfolge und das Verständniß der goetheschen Gedichte nicht verwirren! Bernays hält an Friederiken fest, für die eben auch nichts spricht, vielmehr können wir es kaum mit unserer Kenntniß des Verhältnisses vereinigen. Von Loeper hält sich von der leidigen Sucht frei, feste Bestimmungen für Lieder zu gewinnen, für die kein sicherer Halt geboten ist.

Mit einem gemalten Band. S. 113. Die Handschrift in Friederikens Nachlaß gibt es ohne Unterschrift. Str. 1, 4 hat sie nach Bernays luftig, Str. 2, 2 meiner Liebsten, 3 „Und dann tritt sie für", 4 „Mit zufriedner Munterkeit". Zwischen Str. 3 und 4 findet sich noch folgende:

Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein!

Die letzte Strophe beginnt:

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich' mir deine liebe Hand.

Goethe änderte 1777 nichts an der Fassung, in welcher er es in der Iris gegeben hatte; doch überschrieb er das Lied schon damals Mit einem gemalten Band und stellte V. 4 luftig wieder her, wogegen er V. 6 Liebsten beibehielt. Das Aergste, was er wagen konnte, hat Goedeke gethan, als er unsern Dichter auch dieses Lied, obgleich es in Friederikens Nachlaß gefunden worden, und trotz der Erzählung in Dichtung und Wahrheit an Francisca Crespel richten ließ. Damit hört eben alle Kritik auf. Freilich wer trotz der Briefe an Salzmann und allem, was wir von Friederiken wissen, noch zu behaupten wagt, das Verhältniß des jungen Dichters zu dieser sei „durchaus nicht leidenschaftlicher Natur und eben so wenig andere Neigung ausschließend" gewesen, und es mit dem zu Francisca Crespel auf eine Linie stellt, der beweist, daß ihm seine Einfälle höher als die thatsächliche Wahrheit stehen.

Auf dem See. S. 119. In der von Suphan entdeckten herderschen Abschrift lautet die Ueberschrift „Auf dem Zürcher See 1775". V. 2 steht hier eurer statt freier, 7 Wolken -angethan (wie in der nach Biedermann erhaltenen ersten

Handschrift), 8 Entgegen, 11 richtig gold, 15 Liebe, Nebel. Eurer V. 2 muß auf Schreibfehler beruhen. Suphan bemerkt, Goethe ziehe damit die Reisegesellschaft in das Gedicht hinein, aber daß er frische Nahrung und neues Blut aus der Welt der Reisegesellschaft sauge, scheint mir so abgeschmackt, daß ich es dem Dichter nicht zutrauen kann. Auch begleitete nur ein Freund unsern Dichter, wozu die Anrede eurer nicht passen würde, wogegen unser V. 5. 8 ganz an der Stelle ist. Herder verschrieb sich eben bei der raschen Abschrift. Leider hat uns Biedermann nicht gesagt, wo die erste Handschrift sich befindet, aus welcher er nur die eine Lesart anführt.

Rastlose Liebe. S. 130. Suphan fand das Lied in Herders Papieren mit der Unterschrift „Ilmenau, 6. Mai 1775". Goedeke hatte es ins Blaue auf den 11. Februar 1776 gesetzt, wobei er das Jahr zufällig traf. Goethe war wegen eines zu Ilmenau ausgebrochenen Brandes vom Herzog am 3. dorthin gesandt worden, wohin er gern ging, da es ihm eben bei Frau von Stein „wehe ward" (weil er sein Gefühl zurückhalten mußte). An demselben Tage, an welchem er unser Lied dichtete, schrieb er der Freundin: „Mir gehts wunderbar. Hab' mich nur ein bissel lieb. Ich erzähl' Dir auch viel und hab' Dich lieber, als Du magst." Suphan sagt nicht, daß das Lied Abweichungen von der überlieferten Gestalt zeige. Daß trotz des Mais in Ilmenau Schnee fiel, zeigt die Aeußerung in Goethes Brief an den Herzog vom 4.: „Hier ist schon den ganzen Morgen Schnee." Das im Mai ungewöhnliche Schneegestöber, das ihn wohl in der Nähe von Ilmenau traf, veranlaßte demnach unser Lied.

An ein goldnes Herz. S. 147 f. Von Loeper zu Dichtung und Wahrheit III, 199 versetzt das Lied, das gar keinen schweizer Charakter, wie alle übrigen in der Schweiz

entstandenen Gedichte, an sich trage, in die erste weimarer Zeit. Jedenfalls gezwungen ist es, wenn er in Goethes Worten: „Ich faßte es (das Herzchen) an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet sein", dadurch auf das Herzchen statt auf das Fassen und Küssen desselben beziehen will. Hätte Goethe gemeint, das Gedicht sei nicht in der Schweiz entstanden, er würde es nicht in die Schweizerreise eingeschaltet haben; dadurch bleibt aber ein Irrthum nicht ausgeschlossen. Uns scheint die Frage „Flieh' ich, Lili, vor Dir!" nicht auf die weimarer Zeit zu passen, und das „Wallen durch fremde Lande, durch ferne Thäler und Wälder" eher auf eine längere Reise als auf einen bloßen Besuch Weimars zu deuten.

Jägers Abendlied. S. 154. In der handschriftlichen Sammlung von 1777 schrieb Goethe, wie wir aus den Abschriften der Frau von Stein und Herders wissen, V. 5 jetzt statt itzt, 15 stiller statt süßer. Frau von Stein hat auch V. 10 Nicht statt Nie.

An den Mond. S. 157. Suphan fand auch unser Gedicht in Herders Abschrift, nach Goethes Fassung von 1777. Von der frühesten Gestalt weicht diese mehrfach ab. Str. 3, 3 steht Hallet statt Haltet, 4, 3 Und in, 4 Er um, 6, 1 den Menschen, 2 Oder gar. Ich kann Hallet nur für einen Schreibfehler Herders halten. Freilich findet Suphan hierin eine sehr erwünschte Aufklärung über das ihm bei der gewöhnlichen Leseart unverständlich scheinende ihr. Er erklärt nämlich: „Das Herz hallt, tönt ihr, der unglücklichen Freundin; geisterhaft ist es an den Ort gebannt, wo jene den Tod gefunden." Aber nach der Anrede du weiß man gar nicht, woran man bei dem Dativ ihr denken soll, wogegen ihr, wenn es nach der Lesart haltet Anrede ist, darunter offenbar die zunächst angeredete Geliebte und der V. 1—6

angesprochene Mond verstanden werden müssen. Unmöglich konnte mit ihr eine Person bezeichnet werden, von der bisher auch nicht die geringste Andeutung gegeben ist und von der eben so wenig im folgenden sich eine Spur findet. So räumt Hallet so wenig einen Anstoß weg, daß es etwas Ungehöriges in die Stelle bringt.

Einschränkung. S. 161. In der von Suphan gefundenen Handschrift Herders trägt das Gedicht die Ueberschrift: „Stützerbach, 3. August 76." Von der ursprünglichen Fassung weicht hier nur V. 4 ab, wo Goethe um die Beziehung auf den Herzog zu verwischen, 1777 Freund statt Karl schrieb.

Hoffnung. S. 163. Auch hier ist die frühere Fassung in Herders Abschrift uns erhalten. Ueberschrieben ist das Lied hier: An mein Glück. V. 3 f. lauten ganz abweichend:

Sei ein Bild des Gartens hier,
Pflanzt' ich ahnungsvolle Träume —

5 schloß noch Schatten mir. Suphan bemerkt, es ergebe sich aus dieser Fassung, daß das Gedicht „während der ersten Anpflanzungen und Arbeiten in dem jüngst erworbenen Garten an der Ilm" gedichtet sei. Er konnte hinzusetzen, daß hiernach Schölls Beziehung der Aeußerung im Briefe an Frau von Stein vom 7. November 1777 auf unser Gedicht sich widerlegt. Am 1. November pflanzte Goethe Linden und er ließ in den folgenden sehr schönen Tagen im Garten arbeiten. Schon Suphan hat hierzu den Anfang der Verse vom 16. Dezember 1780 verglichen:

Sag' ichs euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.

Mit großer Kühnheit sagt Goethe hier, er habe ahnungsvolle Träume gepflanzt, weil er beim Pflanzen derselben sich

Träumen hingegeben. Aehnlich spricht er im Gedicht Prometheus von Blüthenträumen (B. III, 329 Anm. 332). Wie nach seiner Ueberzeugung die gepflanzten Bäume gedeihen und einst Schatten bieten werden, so wünscht er, daß auch die Aussichten, unter denen er sie gepflanzt, gedeihen mögen. Die Verse könnten in den Dezember fallen. Am 13. Dezember war er, da er sich unwohl fühlte und einnahm, den ganzen Tag im Garten. Am 24. steht im Tagebuch „Druck, Wehmuth und Glauben" und am Weihnachtstage hören wir von seinem Plane der ἀγαθῇ τύχῃ in seinem Garten einen Denkstein zu setzen. Dieser Stimmung entspricht vortrefflich unser Gedicht an das hohe Glück

Bundeslied. S. 184. Schon im Jahre 1777 hatte Goethe, wie wir aus der Abschrift der Frau von Stein sehen, eine wesentliche Umgestaltung mit dem Liede vorgenommen. Hier bereits lauteten Str. 1, 1 f. 5. 2, 1 f. 3, 1 f.*) 5, 5—8**), wie in der ersten Ausgabe der Gedichte, und Str. 6 war, wie dort, weggefallen. Str. 1, 7 stand reinen statt schnellen, 2, 7 jedem statt diesem, 3, 3 „Genießt der freien" statt „Kennst schon die freie". — Wenn von Loeper zu Dichtung und Wahrheit III, 211 bemerkt, der Schluß der ersten Fassung setze voraus, daß Goethe die Einladung nach Weimar bereits erhalten und angenommen, so beruht dies auf Irrthum. Erst am 20. September kam Karl August in Frankfurt an.

Zauberlehrling. S. 417. Passow hatte eine morgenländische Quelle vermuthet. Nun hat Al. Reifferscheid in Höpfners und Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie V, 206—209 nach den Papieren von Dr. Sternberg auf die 1734 in Augsburg

*) Zuerst stand V. 2 fröhlich, das aber durchstrichen und mit selig vertauscht ward.

**) Nur hatte sich 8 Fort ewig erhalten.

erschienene Schrift „Junger Joseph der studirenden Hoch-Adligen Jugend des Xaverianischen Seminarii in Pologna" hingewiesen, wo diese Zaubergeschichte ganz ähnlich nach spanischen Inquisitionsbüchern mitgetheilt wird. Sternbergs Vermuthung, Goethe habe das Buch gekannt, da er sich in der Jugend mit der Geschichte Josephs (in Aegypten) beschäftigt habe, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit.

Band III.

Goethes Distichen. S. 8. Es wäre eine verdienstliche Untersuchung, die Grundsätze, nach welchen Goethe später seine Distichen prosodisch gereinigt hat, zu verfolgen. Als Wieland den Musenalmanach auf das Jahr 1797 beurtheilte, bemerkte er, Goethe nehme es mit der Prosodie leider nicht so scharf, als Schiller, dessen Distichen meist unverbesserlich schön versifizirt seien. Ueber Goethes und Schillers Distichen hat Drobisch in den Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1875, 8 ff. eine statistische Zusammenstellung gegeben, bei der aber nur das Verhältniß der Versfüße und der gangbare Text berücksichtigt sind.

Zeitmaß. S. 13. In der herderschen Abschrift des Gedichtes steht nach Suphan V. 2 „doppelt mißt er" statt „mißt er uns doppelt", 3 fließen statt rinnen, 4 „Und die andere läuft schnell den Anwesenden ab".

Erwählter Fels. S. 18**. Suphan führt aus Herders Abschrift V. 2 an „Werde Zeuge".

S. 127, 15. Lies Das Wiedersehen.

Lilis Park. S. 342. Von Loeper setzt (zu Dichtung und Wahrheit III, 210. 215) das Gedicht in den Frühling, in die Ostermesse; bei der Herbstmesse hätten sich die Eindrücke

der Ostermesse nur wiederholt. So wenig wir die Möglichkeit leugnen können, so wenig scheint uns ein entscheidender Grund dafür zu sprechen.

Anliegen. S. 351. G. H. L. Nicolovius schrieb 1791 von Turin aus in einem ungedruckten Briefe: „Fast alle Fenster sind Thüren und führen auf ein Balkon mit eisernem Geländer. Alle unsere Zimmer haben eins oder zwei solcher Balkone. Es steht sich so schön auf ihnen. Es ist so reizend, wenn gegenüber eine Dame steht oder so hinaustritt. Ich wollte wetten, daß Goethe sein Liedchen „Die du auf dem Balkone stehst“ erst in Italien gemacht hat. Galante Herren sieht man hier sehr häufig. Von früh Morgens gehen sie elegant frisirt im Chapeaubas und Degen herum.“

S. 366, 5. Lies Zwischen beiden.

Inhalt des dritten Bandes.

Antiker Form sich nähernd.

Elegien.

Episteln.

Epigramme, Venedig 1790.

Weissagungen des Bakis.

Vier Jahreszeiten.

Sonette.

Vermischte Gedichte.

Kunst.

Parabolisch.

Epigrammatisch.

Politika.

Gott und Welt.

Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu I, 23 (705). 45 (705). 51 (706). 53 f. (706). 54 (707). 57 (708). 58 (708). 59 (709). 60 f. (710). 63 (711). 64 (711). 69 (711). 96 (711). 107 f. (712). 112 (712). 114 (712). 118 (712). 121 (713). 124 (714). 126 (715). 143 (716). 144 (716). 145 (716). 146 (715 f.). 147 (716). 150 (716). 155 (716). 197 (717). 210 (717). 222 (717). 223 (718). 232 (718). 234 (718). 239 (718). 286 (719). 290 (719). 306 (719). 327 (720). 332 (721). 337 (721). 343 (721). 345 (721). 348 (722). 355 (722). 357 (722). 362 (722). 368 (722). 381 (722). 386 (722). 392 (723). 394 (723). 398 (723). 412 (724) 413 (724). 422 (724). 428 f. (724). 431 (724). 432 (724). 434 (724). 435 (724). 439 (724). 443 (724). 457 (724). 465 (724). 467 (725).

Band II. Zur Zueignung 1, 7 f. (725). Zum neuen Amadis 25 (728). Zum Heidenröslein 29 (729). Zu Christel 35 (729). Zur Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel 55 (730). Zum Liede Der Abschied 67 (730). Zur Nähe des Geliebten 88 (731). Zum Lied Am Flusse 94 (731). Zu Willkommen und Abschied 105 (732). Zu An Belinden 111 (732). Mailied 112 (732). Mit einem gemalten Band 113 (733). Auf dem See 119 (733). Rastlose Liebe 130 (734). An ein goldnes Herz 147 f. (734). Jägers Abendlied 154 (735). An den Mond 157 (735). Einschränkung 161 (736). Hoffnung 163 (736). Bundeslied 184 (737). Zauberlehrling 417 (737).

Band III. Goethes Distichen 8 (738). Zeitmaß 13 (738). Erwählter Fels 18 (738). Lilis Park 342 (738). Anliegen 351 (739). Berichtigungen zu 127. 360 (738 f.).

J. C. F. Eichler's Buchdruckerei. Freiberg.